ARCHIV
FÜR DIE
GESAMTE PSYCHOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG

VON

PROF. H. HÖFFDING IN KOPENHAGEN, PROF. F. JODL IN WIEN, PROF. F. KIESOW IN TURIN, PROF. A. KIRSCHMANN IN TORONTO (CANADA), PROF. E. KRAEPELIN IN MÜNCHEN, PROF. O. KÜLPE IN WÜRZBURG, DR. A. LEHMANN IN KOPENHAGEN, PROF. TH. LIPPS IN MÜNCHEN, PROF. G. MARTIUS IN KIEL, PROF. G. STÖRRING IN ZÜRICH UND PROF. W. WUNDT IN LEIPZIG

HERAUSGEGEBEN VON

E. MEUMANN
O. PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT MÜNSTER i. W.

UND

W. WIRTH
A. O. PROFESSOR A. D. UNIVERSITÄT LEIPZIG

XIII. BAND

MIT 21 FIGUREN IM TEXT UND EINER TAFEL

LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1908

Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie.

Von

Moritz Scheinert (Leipzig).

Inhalt.

I. Humboldts sprachphilosophische Anschauungen.

II. Richtlinien und Methode von Humboldts Forschung.

Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie beruht in weiterem Umfange auf der Beurteilung von Tatsachen, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Das zeigt deutlich die vieles bisher Ungedruckte enthaltende Ausgabe der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Freilich ist Humboldts Darstellungsweise und Stil der Erkenntnis dieses Sachverhalts hinderlich gewesen. Die vorliegende Abhandlung versucht, einmal, soweit als möglich und für die allgemeinen Gesichtspunkte nötig, den tatsächlichen Grundlagen von Humboldts Anschauungen sowie diesen selbst in ihren verschlungenen Zusammenhängen nachzugehen, und dann die Hauptbegriffe sowie die Methode Humboldts zu beleuchten.

Sie will also einen kurzen Kommentar zu seinen Werken in systematischer Form bieten, nicht ihr Studium überflüssig machen, das auch dem Eingelesenen, namentlich in Einzelheiten, immer wieder Probleme aufgibt. In voller Absicht wird reichlich mit Zitaten gearbeitet; Humboldts persönliche Auffassung wird in abstrahierter Wiedergabe zu leicht verwischt, und er hat seinen Gedanken in so vielfacher Form Ausdruck geliehen, daß man leicht manche in die Darstellung einflechten kann[1]).

I. Humboldts sprachphilosophische Anschauungen.

1) Sprache und Geist. Den Urgrund von Humboldts Sprachforschung bildet die Überzeugung von der wirkenden Kraft des menschlichen Geistes. Dieser äußert sich in Gesellschaft und Staat, in Wissenschaft und Kunst aller Art; so auch in der Sprache. Wie nun das geistige Vermögen nur als Tätigkeit existiert[2]), so ist Sprache nicht ein Erzeugtes, sondern eine Erzeugung. Sie ist etwas beständig Vorübergehendes, also kein ἔργον, sondern eine ἐνέργεια[3]). Dabei ist sie dem ganzen Wesen des Menschen so eigentümlich verwoben, daß sie nicht erst als ein Produkt der Not — etwa aus Hilferufen hervorgehend — erklärt zu werden braucht oder überhaupt erklärt werden darf.

---

1) Zitiert wird nach der genannten, chronologisch geordneten Ausgabe, deren 7. Band ich durch die Güte des Herausgebers, Herrn Professor Leitzmann, schon in den Korrekturbogen benutzen durfte. Klammern in wörtlichen Anführungen sind von mir zur Ergänzung des Zusammenhanges eingefügt. Zur Übersicht seien die Seitenzahlen der wichtigsten und größten Schriften hier mitgeteilt: Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus. (1824—26.) 5, 364—475. — Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues. (1827—29.) 6 (1. Hälfte), 111—303. — Von dem grammatischen Baue der Sprachen. (1827—29.) 6 (2. Hälfte), 337—486. Von genannten Schriften waren bisher nur Auszüge gedruckt in Steinthals kommentierter Ausgabe »Die sprachphilosophischen Werke W.s von Humboldt«, Berlin 1883. Manches aus ihnen ist wörtlich übergegangen in das Hauptwerk »Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts«. (1830—35). Bd. 7, 1. Hälfte. Es ist bereits wiedergegeben im Kawiwerk (1. Bd.), dem es als Einleitung dient, im 6. Bande der alten Ausgabe (Gesammelte Werke), bei Steinthal und in der Ausgabe von A. F. Pott, Berlin[2] 1880. — Eine ausführliche Darstellung findet sich bei R. Haym, W. von Humboldt. Berlin 1856.

2) 7, 86. 3) 7, 46.

Vielmehr ist sie eine unwillkürliche naturnotwendige Emanation des Geistes. »Es gibt keine Kraft der Seele, welche hierbei nicht tätig wäre«[1]). Wegen dieser innigen Zusammenhänge liegt in den ersten Äußerungen schon die Möglichkeit zu umfassender Ausbildung im Verlaufe weiterer Erzeugung eingeschlossen. Daraus ergibt sich, daß die einmal sich ausprägenden Gesetze ihrer Erzeugung wichtiger sind als die Art des jedesmal Erzeugten. Oder: Sprache existiert nicht sowohl in der Menge des bereits Geäußerten als vielmehr in der Totalität des Sprechens nach dem dabei einmal eingeschlagenen Verfahren. Dies Verfahren oder, vorsichtiger ausgedrückt, diese eingeschlagenen Richtungen[2]) sind den physiologischen Gesetzen des organischen Körpers analog. Wie aber das so Produzierte, »wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und bestimmt durch die ihm eigne Gestalt anderes, inneres oder äußeres Wirken«[3]). Dies kommt einmal in Frage für Generationen, die eine schon mehr oder weniger ausgebildete Sprache als Stoff überliefert erhalten. In solchen Fällen wirken jene Verfahrungsweisen nicht stets im Sinne einer Neuproduktion, sondern oft bloß im Sinne einer Umgestaltung. Das Individuum andererseits nutzt die ihm hörbar oder schriftlich fixiert entgegentretenden Äußerungen weniger als Belehrung denn als eine Anregung zu selbständiger sprachlicher Erzeugung, vermöge der gemeinsamen Grundlagen der Menschennatur.

Zur weiteren Erklärung der sprachlichen Erzeugung lehnt sich Humboldt an die Kritik der reinen Vernunft an. Die Auffassung eines Objekts geschieht nie rein rezeptiv, sondern mit den rezeptiven sind immer spontane Momente im Akte der Apperzeption verbunden. »Die Sprache, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Akt, eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes«[4]). Die Sprache stellt also nie die Gegenstände bloß dar, sondern immer die durch den Geist von ihnen gebildeten Begriffe. Öfters erscheint diese Darlegung Humboldts modifiziert unter dem Einflusse der Wissenschaftslehre[4]), und es ist dann die Rede vom Akte des selbsttätigen Setzens durch Synthesis: subjektive Tätigkeit bildet das Objekt. Dies werde dann durch den sprachlichen Ausdruck erst in wirkliche Objektivität hinüberversetzt.

1) 7, 86. 2) 7, 97. 3) 7, 16. 4) 7, 211 ff.

2) Gedanke und Laut. Den ersten Eindruck von der Sprache erhalten wir durch ihre Lautform. Diese wird mit dem Gedanken verbunden im Akte der Synthese, und daher ist die Sprache »die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen«[1]). Sie bringt »aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervor, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet«[2]). Für die Beziehungen beider lassen sich zunächst bloß Analogien auffinden. Wie der Geist unwillkürlich sich auswirken muß, so brechen nach Humboldt die Laute aus jedem Volke hervor, ohne daß sich erklären ließe, wie dies zugeht; auch ohne Sprache begleiten sie ja die Gemütsbewegungen. Wie sich im synthetischen Akt die Aufmerksamkeit auf einen Punkt konzentriert, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Genauer läßt sich noch bestimmen, daß die Artikulation des Lautes, im Gegensatz zu unartikulierten Naturlauten, analog ist der Gliederung der Gedanken. Beide zerlegen ihr Gebiet in Grundteile, die Teile neuer Ganzen werden wollen[3]).

Da aber das Denken außerdem Zusammenfassung fordert, so beruht schließlich die Artikulation »auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung zu nötigen«[4]). Trotzdem ist die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut »eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann«[5]), und für die man sich als erläuterndes Beispiel etwa die Darstellung einer Idee, die Formung des Stoffs durch den bildenden Künstler vor Augen halten könnte[6]). Die Idee hat, um sich im Laute zu manifestieren, eine Schwierigkeit zu überwinden[7]), und im einzelnen läßt sich meist nicht erklären, wie die Eindrücke der Sinnenwelt samt subjektiver Zutat durch Eindrücke auf das Ohr dargestellt werden können. Es ist aber möglich, in einer Reihe von Fällen Beziehungen zwischen Gedanke und Laut aufzufinden, nämlich: 1) der Ton eines tönenden Gegenstands ist

nach Analogie durch einander ähnliche Laute bezeichnet [1]). Man muß eben, so meint Humboldt, hier seine Zuflucht dazu nehmen, daß man im letzten Grunde, »in den ursprünglichen Bewegungen des Geistes«, Laut und Idee nicht geschieden denken kann, weil sie beide der allgemeinen Einrichtung der einheitlichen Menschennatur angehören [2]) [3]). Nur die Äußerung an andere Individuen und die schriftliche Überlieferung als fertiges Resultat der Spracherzeugung berechtigen und verpflichten zu geschiedener Betrachtung von phonetischer Technik und von intellektueller Technik.

3) Sprache als Objektivierung des Geistes, ihr Stimmungsgehalt und ihre dadurch bedingte Wirkung. Auf ein paar Gesichtspunkte, die später noch bei verschiedenen einzelnen Problemen zu behandeln sind, muß von vornherein aufmerksam gemacht werden. Die Sprache wird immer mehr zum Abdruck der Subjektivität des Menschen [4]), das Denken wird im Laute wahrnehmbar für die Sinne, und so immer mehr objektiviert [5]). Nur muß erst der Begriff die nötige Klarheit erreichen, um sich Ausdruck im Wort zu erzwingen. Denn »ce que l'homme conçoit avec vivacité et clarté dans la pensée, il l'exprime infailliblement dans son language« [6]). Das Ausgesprochene muß dann aber mit viel zwingenderer Bestimmtheit in dem Aufnehmenden wirken als Unausgesprochenes [7]). Überhaupt ist es ja »ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt, daß er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird« [8]).

1) 7, 76 ff. 2) 7, 83. 3) H. macht 7, 100 f. einen Versuch, auf Laut und Idee den Schematismus der reinen Verstandesbegriffe anzuwenden. Zu ihrer Vermittlung muß in der Vorstellung ein Drittes vorhanden sein, allemal sinnlicher Natur. Durch darauf gerichtete Analysen soll man zugleich das allgemeine Verfahren einer Sprache, wenigstens in seinen Hauptumrissen, darzustellen imstande sein. H. will das vermittelnde Element auf Extension, Intension oder auf Veränderung in beiden, also auf Raum, Zeit und Empfindungsgrad zurückführen. Viel Greifbares würde sich dabei kaum ergeben, und so gehört auch das eine von den gegebenen Beispielen (Ver-

In feinerer Weise zeigt sich das noch an etwas anderem. Sprache bildet sich im Zusammenwirken aller Geistesvermögen. Welchen Anteil das Gefühl dabei hat, wird klar, wenn man bedenkt, daß der Kern der Sprache Empfindungsausdruck gewesen sein muß[1]. Aber jedes einzelne Wort hat noch seinen Gefühlston, begründet in der »auffassenden Stimmung«[2]. Diese wirkt nun wieder anregend auf den Hörenden. Am deutlichsten wird sie im Zusammenhange des persönlichen Stiles. »N'est-ce pas toujours . . . l'homme ajouté à la pensée, c'est à dire le style . . . qui nous fait éprouver cette satisfaction . . .? L'idée nue, dépourvue de tout ce qu'elle tient de l'expression, offre tout au plus une instruction aride. . . . C'est la manière de rendre et de présenter les idées, d'exciter l'esprit à la méditation, de remuer l'âme, de lui faire découvrir des routes neuves de la pensée et du sentiment, qui transmet non pas seulement les doctrines, mais la force intellectuelle même qui les a produites . . . . . . l'expression prête à l'idée, ne peut point en être détachée sans l'altérer sensiblement, elle n'est la même que dans la forme dans laquelle elle a été conçue par son auteur«[3].

4) Äußere und innere Sprachform. Die »Verfahrungsweisen«[4], die sich in der Sprache entwickeln, kann man wegen ihrer relativ konstanten Wiederkehr auch Formen nennen[5]. Diese Formen sind das verknüpfende Band in der Sprache, »denn in ihrer innersten Natur macht sie ein zusammenhängendes Gewebe von Analogien aus, in dem sie das fremde Element (aus einer fremden Sprache) nur durch eigene Anknüpfung festhalten kann«[6]. Diese Formen sind es auch ganz besonders, nach denen außer nach den exakt analysierten Wurzeln die Verwandtschaft der Sprachen beurteilt werden kann[7]. Die Form, soweit sie sich in der phonetischen Konstitution der Silben und Worte zeigt, kann man die äußere Form nennen. Mit ihren Umformungen hat es die phonetische Technik besonders zu tun. Diese hängen einerseits ab von der Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Aussprache, andererseits hindert ein mehr »geistiges Prinzip« die schranken-

der Worte zerreißen würde [1]. Großes Interesse hat Humboldt dem Akzent zugewendet. Er erklärt ihn aus der Abstufung der Hauptbegriffe nach ihrer Bedeutung, dem Drange nach klarem Ausdruck und dem Affekt [2]. Er hängt also nicht vom bloßen Bedürfnis des Verstehens ab; das zeigt sich im Englischen, wo er »sehr häufig das Zeitmaß und sogar die eigentümliche Geltung der Silben verändernd mit sich fortreißt« [3].

Form ist aber in der Sprache ein relativer Begriff, und man muß auch innerhalb der intellektuellen Technik noch Form und Stoff scheiden. Es werden nämlich einmal Gegenstände oder selbständige Begriffe bezeichnet, andererseits, da das Denken in Trennen und Verknüpfen besteht, die mit diesen aufgefaßten Beziehungen. Diese bestehen in Kategorisierung und in Beziehungsetzung im engeren Sinne [4], das sind zwei Arten der Formung. Sie beruhen auf den allgemeinen Formen der Anschauung oder der logischen Ordnung der Begriffe. Ihr Ausdruck sind die grammatischen Formen.

Schließlich sucht Humboldt noch etwas Feineres herauszuanalysieren. Am Worte kann man scheiden seine Geltung für die Anschauung (also auch für das Gehör), seine Kategorisierung und logische Abgrenzung und seinen Gefühlseindruck [5]. Die dem sinnlichen Stoff der Wirklichkeit entsprechende Geltung für die Sinne und das Gefühl kann aber das Wort bloß durch die Vermittlung der Intellektualität erhalten. »Dies geschieht aber nur, indem dieser Sinnen- und Gefühlsgehalt zugleich, und wieder synthetisch, als Stoff vernichtet und als Form (Anregungsmittel für den Auffassenden) erhalten wird, was das Werk der Einbildungskraft ist.« In ihr trifft sich beides schließlich auch mit dem Verstandesgehalt [6]. Das Element nun, womit das Wort die Reproduktion des Begriffs anregt, nennt Humboldt seine Materie, das Zusammenwirken von Anschauung und Gefühl mit den Phantasiefunktionen dabei seine Form [7]. Erst im Kawiwerk hat er hierfür den Ausdruck »innere Form« geprägt [8]. Zu untersuchen ist zunächst die für einen Begriff gewählte Bezeichnung; so kann z. B. der Elefant der Zweizahnige oder der zweimal Trinkende genannt werden. Auf dem Wege der Erforschung des Merkmals,

1) 7, 71. 2) 4, 345. 3) 7, 141. 4) 7, 49, 89. 5) 5, 419. 6) 5, 420. 7) 5, 421, 7, 90 f. 8) 7, 86 ff.

das der Namengebung dient, soll sich der verschiedene Anteil etwa von Anschauung und Gefühl daran bestimmen lassen[1]). Im allgemeinen ist die Beteiligung psychischer Tendenzen auch schon sichtbar an dem Reichtum einer Sprache an gewissen Begriffen; so gibt es im Sanskrit eine hohe Zahl religiös-philosophischer Wörter. Die zweite Frage, die die Untersuchung der inneren Form aufzuwerfen hat, ist die nach der Vollständigkeit des in einer Sprache vorhandenen Begriffsschatzes und im Zusammenhange damit die scharfe Abgrenzung der Bedeutungen gegeneinander[2]). Drittens läßt sie sich am Satzbau studieren[3]).

5) Der Charakter der Sprachen. Mit der inneren Form hängt aufs engste der Charakter einer Sprache zusammen, und oft sind beide in Humboldts Untersuchungen nicht streng geschieden. Am Eindrucke der Lautform zunächst wird nicht bloß die Verschiedenheit, sondern die ausgesprochene Individualität einzelner Sprachen deutlich. Sie erstreckt sich aber auch auf das ganze geistige Gepräge. Der Auffassung ist sie unmittelbar gewiß; aber die Sprachforschung soll von ihrer Art und ihren Ursachen Rechenschaft geben. Denn eine Nation ist nicht bloß nach Abstammung und Zivilisation, Gemeinschaft des Wohnens und Wirkens, sondern nach geistigen Anlagen und Interessenrichtungen ein in sich Zusammengehöriges, ein trotz vorhandener innerer Unterschiede als Ganzes von anderen Lebenskreisen Geschiedenes. Dies äußert sich besonders in der Sprache, und in ihr erscheint jede Nation sozusagen als eine menschliche Individualität; sie ist »ein auf bestimmte Weise sprachbildender Menschenhaufen«[4]), ihre Sprache zeigt einen eigenen Standpunkt der Weltansicht. Es ist also für die Summe der Eigentümlichkeiten, die sich in der Sprache beobachten läßt, die gemeinschaftliche Quelle zu suchen. Erst »die Entwicklung der Sprache führt die nationellen Verschiedenheiten in das hellere Gebiet des Geistes

von dem inneren Wesen der Völker und Individuen so unabhängig nicht sein«[1]).

Der auffälligste Unterschied ist der der Lautform[2]). Öfters äußert Humboldt, daß er in mannigfaltigeren Variationen auftreten könne als der des geistigen Charakters[3]), modifiziert aber an anderen Stellen diese Auffassung dahin, daß zwar das rein Ideelle mehr gleichartig sein müsse, daß aber Phantasie und Gefühl individuelle Gestaltungen bis ins Unendliche hervorbringen können. Gleichheit in dieser Hinsicht wäre also bloß denkbar, wenn die Sprache lediglich dem Bedürfnisse des Verstehens genügte, ohne vom Gefühl beeinflußt zu sein.

Die Untersuchung erfordert nun folgende Betrachtungen. Was studiert werden kann, ist nicht das innere Sein des Charakters, sondern dessen individuelle Erscheinung, also sein Wirken. Man muß aber das Sein immer als Endpunkt vor Augen haben[4]), denn es begründet die Einheit des Charakters, ohne die die Analyse zwecklos wäre. Da aber der Endpunkt selbst unerreichbar ist, so ist klar, daß der Charakter, den man in jeder Sprache fühlt, nicht deutlich an etwas Ausgedrücktem haftet. Diesem fühlbaren Hauche liegt zugrunde die »treibende und stimmende Kraft«, die die Einheit der Wirkungen des Charakters ausmacht, und, in höherer Form, die Ahndung eines Gebiets über der Sprache[5]), die zu immer weiterem Sprachschaffen in der eingeschlagenen Richtung antreibt, oder das Ideal[6]), unter dem allein der Mensch die Art seiner Kraft sich klarmachen kann. Dies Wirken geschieht als menschliche Tätigkeit in Freiheit, und gerade deshalb so mannigfaltig.

Humboldt hat selbst für eine Reihe von Sprachen ausführliche Charakteristiken entwerfen wollen. Begonnen ist nur die des Sanskrit[7]), die in die kleinsten Einzelheiten der Formenlehre aufs genaueste eingeht. Was sich sonst hier und da an Gesichtspunkten findet, ist etwa dies: Es kommt vor, daß ein Volk besondere Neigung zur Ausbildung eines wohltönenden Lautsystems zeigt[8]); man denke an den Gegensatz von Sanskrit und Englisch[9])

tümlichkeiten der Nationen in Verbindung stehen, so hängt die Betonung zugleich näher und auf innigere Weise mit dem Charakter zusammen« [1]). Wie weit die grammatischen Formen [2]) oder Einzelfragen, etwa die der Wortkomposition [3]) hier in Frage kommen, wird noch ausführlicher zu erörtern sein.

Die übrigen und hauptsächlichen Gesichtspunkte zeigen, wie wenig scharf Humboldt innere Form und Charakter sondert. In der geistigen Kraft ist zu unterscheiden ihre Stärke und Beschaffenheit und die Art ihres Tätigkeitsverlaufs: heftig oder ruhig, schnell wechselnd oder mehr beharrend [4]). Um die Beschaffenheit handelt es sich, wenn wir ein Überwiegen von Verstand, sinnlicher Anschauung [5]), Phantasie, Gefühl bemerken. Die Lebhaftigkeit der Phantasie kann sich in Bilderreichtum aussprechen, so in vielen amerikanischen Sprachen; einseitige Verstandesanlage darin, daß der Gefühlston des Wortes hinter der nackten Bezeichnung stark zurücktritt. Eine große Rolle spielt wieder die bereits gestreifte Frage nach der Begriffsbildung. Das zur Bezeichnung gewählte Merkmal und sein etwaiger Gefühlston sind charakteristisch für ein Volk [6]). »Indem diese (die Nation) die allgemeinen Bedeutungen der Wörter immer auf dieselbe individuelle Weise aufnimmt, und mit den gleichen Nebenideen und Empfindungen begleitet . . ., erteilt sie der Sprache eine eigentümliche Farbe und Schattierung, welche diese fixiert und so in demselben Geiste zurückwirkt« [7]). Damit ist einmal gesagt, daß die Wörter mehrerer Sprachen nie wahre Synonyma sind, ferner, daß der Nationalcharakter sich in einem langen Verlaufe der Zeit wesentlich gleich erhalten kann, eben durch den ausgebildeten und weitere Ausbildung in ähnlicher Art anregenden Sprachstoff. Nicht außer acht zu lassen ist des weiteren, wie gewisse Gruppen im Wortschatz klassifiziert werden — es können z. B. statt der Genera lebende und leblose Dinge zusammengeordnet werden — und die

der ausströmenden Reihe der Empfindungen vorzugsweise so ergießt, daß seine eigentümliche Natur unmittelbar daraus hervorleuchtet«[1]. Jede sprachliche Erzeugung ist ja ein Akt der Synthese. Es muß sich also auch im Satze ihre Eigenart erkennen lassen[2].

Zu hellerer Deutlichkeit entwickelt sich der Charakter einer Sprache, wenn sie in der Literatur eine reiche Verwendung erfährt. Ein Beispiel nach den gegebenen Kriterien findet Humboldt in der griechischen Poesie, wo Gesang, Musik und Tanz in ihrer Vereinigung sich der gleichen Nationalität (dorisch, äolisch usw.) hätten fügen müssen, und wo eben die Musik besonders deutlich noch dem stimmenden und anregenden Momente Ausdruck verleihe. Den Römern sei der Trieb nach Ausdruck einer einheitlichen Gemütslage eher abgegangen[3].

Als höchster allgemeiner Gesichtspunkt für die Charakterologie gilt Humboldt die Frage, wie weit die Rezeptivität von Einfluß gewesen ist, und wie weit die Spontaneität sich ausgewirkt hat. Es ist bloß anders ausgedrückt, wenn es ihm darauf ankommt, wie der Mensch »die Wirklichkeit als Objekt, das er aufnimmt, . . . mit sich verknüpft oder auch unabhängig von ihr sich eigene Wege bahnt. Wie tief und auf welche Weise der Mensch in die Wirklichkeit Wurzel schlägt, ist das ursprüngliche charakteristische Merkmal seiner Individualität«[4]. Oft erscheint diese Frage vermischt mit der nach der Stärke der spontanen geistigen Kraft, die die Eindrücke in höherem Sinne innerlich verarbeitet. Humboldt ist auch überzeugt, daß man dies feststellen könne, denn z. B. »in den Äußerungen der Freude eines Haufens von Wilden wird sich unterscheiden lassen, wie weit sich dieselbe von der bloßen Befriedigung der Begierde unterscheidet, und ob sie, als ein wahrer Götterfunke, aus dem inneren Gemüte, als wahrhaft menschliche Empfindung, bestimmt, einmal in Gesang und Dichtung aufzublühen, hervorbricht«[5]. In einer feinen Bemerkung sucht Humboldt auch diesen Unterschied, zum Teil durch eine Fortbildung des Prinzips der synthetischen Einheitsfunktion, noch genauer zu bestimmen. »Wenn man den Grund des Unterschiedes hiervon tiefer untersucht, so findet man ihn in der mehr oder minder empfundenen Notwendigkeit des Zusammen-

1) 7, 92. 2) Vgl. unten § 10. 3) 7, 184. 4) 7, 179. 5) 7, 179.

hanges aller Gedanken und Empfindungen des Individuums durch die ganze Zeit seines Daseins und des gleichen in der Natur geahndeten und geforderten. . . . Je beweglicher und lebendiger ihre (der Seele) Tätigkeit ist, desto mehr regt sich alles in verschiedenen Abstufungen mit dem Hervorgebrachten Verwandte. Über das Einzelne schießt also immer etwas minder bestimmt Auszudrückendes über, oder vielmehr an das Einzelne hängt sich die Forderung weiterer Darstellung und Entwicklung« [1]. Man könnte hier den Ansatz finden zu einer Unterscheidung von innerer Form und Charakter. Bei diesem käme es also einmal an auf die einheitliche Äußerung der Psyche, dann aber noch besonders auf das Treibende und Stimmende, weiteres Wirken Veranlassende [2]. Innere Form wäre etwa die subtilste Erscheinung des Charakters in der Sprache. Die einheitliche Individualität regt auch an, das Objekt in höchster Individualisierung aufzufassen [3]. Die Griechen haben dies erreicht durch treuliches Eingehen auf die einzelne Anschauung (Homer), durch »objektive Realität« [4], und sie bewähren dabei die vollendetste Harmonie. Die Neueren suchen das Individuelle mehr in der »inneren Empfindung« [5], in »subjektiver Innerlichkeit« [6], und dabei gibt es »stärkere Gegensätze, schroffere Übergänge, Spaltungen des Gemüts in unheilbare Kluft« [7].

6) Die vollendete Sprache. Zweimal hatte die Berliner Akademie die Preisaufgabe gestellt, das Ideal einer vollkommenen Sprache zu entwerfen; 1796 erschien darüber die mit dem Preise ausgezeichnete Schrift von Jenisch. Der Gedanke ist auch bei

1) 7,180. 2) 7,177. 3) 7,181. 4) 7,91. 5) 7,185 f. 6) 7,91. 7) 7,186. Steinthal in seiner Ausgabe S. 348 ff. schiebt H. eine äußerst scharfe Unklarheit für 7,91 zu, wenn er das Schema aufstellt:

objektiv: äußerlich — innerlich (Griechen.)

subjektiv: äußerlich — innerlich (Deutsche.)

Soll es durchaus ein Schema sein, so müßte man es wohl so machen:

spontan wirkende Individualität (7,181)

jektiv)

he (in höchster

Humboldt deutlich zu spüren. Ganz allgemein betrachtet er die Sprache als eine Idee, das bedeutet bei ihm eine Kraft, die mit innerer Notwendigkeit in der Richtung auf ein Ziel wirkt, aber ein Ziel, das erst nach seiner Erreichung klar faßbar wäre. Die allgemeine Sprachkraft hat nun die Tendenz, das Seelische in die Lautform überzuführen, und die einzelnen Sprachen sind die individuellen Erscheinungsformen dieser Sprachkraft [1]). Die vorläufigen Gesichtspunkte, die Humboldt zur Beurteilung entwirft, sind diese: »Wenn man die Sprachen genetisch, als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die Augen, daß dieser Zweck in minderem oder höherem Grade erreicht werden kann, ja es zeigen sich sogar die verschiedenen Hauptpunkte, in welchen diese Ungleichheit der Erreichung des Zweckes bestehen wird. Das bessere Gelingen kann nämlich in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen« [2]). Humboldt nähert sich dem Begriffe des Sprachideals — er gebraucht selbst diesen Ausdruck nicht — in folgendem Satze: »Es könnte nämlich eine Reihe von Sprachen einfacheren und zusammengesetzteren Baues geben, welche, bei der Vergleichung miteinander, in den Prinzipien ihrer Bildung eine fortschreitende Annäherung an die Erreichung des gelungensten Sprachbaues verrieten« [3]). Humboldt hat selbst sein Sprachideal nie zusammenhängend entworfen, sondern hier und da einzelne Seiten beleuchtet. Von vornherein verwahrt er sich dagegen, die damals so beliebte allgemeine Grammatik zu benutzen, da sie sich bloß mit dem Zergliedern des Produkts der sprachlichen Prozesse abgebe, während es das Wesentliche sei, für diese selbst den allgemeinen Typus festzustellen [4]). Was dann an allgemeiner Grammatik noch denkbar wäre, müßte auch zum guten Teil aposteriorisch festgestellt werden: »On pourrait en réunissant méthodiquement l'organisation de toutes les langues connues former une grammaire, ou plutôt, puisque l'idée de grammaire est trop rétrécie . . . un système du language non pas philosophiquement, mais historiquement général« [5]).

Obenan steht für Humboldt das Ideal geistigen Lebens überhaupt, nämlich vollkommene und klare Ausbildung aller Kräfte

1) z. B. **3**, 321. 2) **7**, 19. 3) **7**, 21. 4) **5**, 373. 5) **3**, 326.

in möglichster Harmonie[1]. Überträgt man dies Ideal auch auf die Lautform der Sprachen, so erfordert es ein abgerundetes System von Lauten, beruhend auf der Fähigkeit, alle der menschlichen Anlage möglichen Laute in scharfer Abstufung durch alle denkbaren Modifikationen hindurch zu bilden. Im Sanskrit soll es nahezu erreicht sein[2]. Humboldt legt diesem Gesichtspunkt hohe Bedeutung bei: »Cette disposition naturelle à des sons monotones ou variés, pauvres ou riches, plus ou moins harmonieux est de la plus grande influence dans les langues«[3].

Humboldts Hauptforderung an die Sprache läßt sich etwa so entwickeln. Das Ziel der geistigen Ausbildung ist »die Besiegung aller Dunkelheit und Verwirrung durch die Herrschaft klar und rein ordnender Formalität«[4], d. h. in hohem Grade auch der Denkfunktionen. Wir wissen bereits, daß lebhaft Gedachtes auch in der Sprache seinen Ausdruck findet, und daß Ausgesprochenes die Funktionen, die dazu führten, am wirksamsten anregt. Daraus ergibt sich die allgemeine Forderung, daß die Sprache den Gedanken begleiten soll[5], und die besondere, daß auch die Beziehungen, die das Denken zwischen den Begriffen herstellt, irgendwie ausgedrückt sein müssen, am besten durch Flexionsformen. Humboldt hat auch tatsächlich auf Grund seiner Sprachkenntnis, also nach Art des »système du language historiquement général« diese Behauptungen erläutert. Erst durch mannigfaltige grammatische Formen wird ein Satz wirklich eindeutig, während man z. B. den chinesischen Satz tá kŏ táo übersetzen kann durch valde ploravit, dixit; valde plorans dixit; valde plorando dixit; cum magno ploratu dixit[6]. Hier wird einmal die Deutlichkeit[7] und schärfere Nuancierung unterbunden, zugleich aber auch komplizierterer Periodenbau[8]. Durch gleichzeitigen Ausdruck der im speziellen Falle gebrauchten Beziehung wird dagegen das Wort individuell belebt. »Plus l'idée est rendue individuelle, et plus elle présente de côtés à toutes les facultés de l'homme, plus elle remue, agite, et inspire l'âme; de même plus il existe de vie et d'agitation dans l'âme, et plus le concours de toutes ses facultés se réunit dans son activité, plus elle tend à rendre l'idée individuelle. ... Il se répand par là plus de vie et d'activité dans

1) 5, 466, 7, 157. 2) 7, 69. 3) 5, 304. 4) 5, 466. 5) 4, 308, 311, 312. 6) 5, 270, 316. 7) 7, 29. 8) 5, 313, 466.

l'âme, toutes ses facultés agissent avec plus de concert ...«[1]). Darum hat in der vollendeten Sprache das Gemüt das Bedürfnis, »was nur irgend innerlich wahrgenommen und empfunden wird, auch äußerlich mit Laut zu umkleiden«[2]).

Humboldt fühlte auch, wie sehr das hier liegende Problem des Ausdrucks ein ästhetisches ist, und so wird an vielen Stellen die Frage ins Ästhetische hinübergespielt. Wie beim Kunstwerk in der Darstellung der Idee durch den Stoff, soll man an der Sprache die »Innigkeit der Durchdringung«[3]) von Idee und Laut beobachten können. Nur eine auch hier die höchsten Forderungen erfüllende Sprache wird zugleich die Forderungen des Wohlklangs befriedigen. »Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgießt«[4]). Und »die melodisch und rhythmisch künstlerisch behandelte Lautformung weckt, zurückwirkend, in der Seele eine engere Verbindung der ordnenden Verstandeskräfte mit bildlich schaffender Phantasie, woraus also die Verschlingung der sich nach außen und nach innen, nach dem Geist und nach der Natur hin bewegenden Kräfte ein erhöhtes Leben und eine harmonische Regsamkeit schöpft«[5]).

Die geforderte Innigkeit der Durchdringung von Laut und Idee kommt zustande durch die Kraft der Synthese. Denn überhaupt »hängt von der Stärke und Gesetzmäßigkeit dieses Aktes die Vollendung der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen ... ab«[6]). Hauptbegriff und Beziehung, sowie wohlklingende Lautform in vollendeter Parallele, das bringt er alles zugleich hervor[7]). Am deutlichsten aber läßt sich die Synthese an drei Punkten des Satzbaues verfolgen, am Verbum, das Subjekt und Prädikat zusammenknüpft, und an Konjunktion und Relativpronomen, die zwei Sätze zur höheren Einheit verbinden und ihr Verhältnis andeuten[8]). Daß die Kritik der reinen Vernunft auch sonst, abgesehen von der Synthese, auf die Theorie der vollendeten Sprache eingewirkt hat, zeigt die Forderung, daß die grammatischen Formen in einem möglichst vollständigen System vorhanden sein sollen, so wie es a priori ableitbar ist[9]). Das Ideal der Klarheit ferner veranlaßt Humboldt, zu verlangen, daß die Wortbedeu-

1) 5,293. 2) 7,187f. 3) 7,95f. 4) 7,98. 5) 7,121. 6) 7,211, vgl. 7,238. 7) 7,157f. 8) Darüber unten § 10. 9) 5,442.

tungen scharf voneinander abgegrenzt sind, so wie sie ein »nackter Artikulationssinn«[1]) in zweifelloser Bestimmtheit den einzelnen Lauten zuordnet[2]).

Alle Völker haben nach Humboldt die gleiche Tendenz, das Richtige und Naturgemäße hervorzubringen[3]). Da aber die Sprache nicht mit bewußter Absicht vom Menschen produziert wird, sondern sich mehr aus seinem Innersten herausringt, so kann sie in dem Augenblicke, wo sie in Erscheinung tritt, auf Schranken stoßen[4]) und so in ihrer freien Entwicklung gehemmt werden. Im Grunde freilich ist dann allemal der Schluß auf Schwäche der sprachbildenden Kraft zu ziehen; »denn die volle Kraft entwickelt sich immer nur auf dem richtigen Wege. ... Wenn also die sanskritischen Sprachen mindestens drei Jahrtausende hindurch Beweise ihrer zeugenden Kraft gegeben haben, so ist dies lediglich eine Wirkung der Stärke des spracherschaffenden Aktes in den Völkern, welchen sie angehörten«[5]). Die Mängel einer Sprache können sich in verschiedenster Art zeigen. Es kann ein geringeres Bedürfnis nach lichtvoller logischer Ordnung vorhanden sein[6]); so können unterscheidbare Dinge, etwa Futur und Konjunktiv, zusammengeworfen werden[7]). Die Komposita in der Delaware-Sprache sind nicht genügend logisch gegliedert[8]). Oder, es ist ein Mangel an System, wenn in der Quichua-Sprache der Plural in einem Satze am Nomen, aber nicht zugleich am Verbum bezeichnet wird[9]). Wie unendlich vorsichtig aber Humboldt die Mängel einer Sprache beurteilt, zeigt die Bemerkung: »Eine unvollkommenere Sprache beweist zunächst den geringeren auf sie gerichteten Trieb der Nation, ohne darum über andere intellektuelle Vorzüge derselben zu entscheiden«[10]). Den Gipfel der Vollendung mag keine Sprache erreicht haben. Doch pflegen »anomale«[11] Sprachen eine Seite des Ideals gut auszubilden, und können so, wenn ihnen auch »wahre innere Konsequenz«[12]) fehlt, irgendeinen Vorzug gewinnen[13]). Wenn also auch das Chinesische etwa kaum ein »vorzüglich geeignetes Organ des Denkens« ist, so »kann niemand leugnen, daß das des alten Stils dadurch, daß lauter gewichtige Begriffe unmittelbar aneinander treten, eine ergreifende

Würde mit sich führt, und dadurch eine einfache Größe erhält, daß es gleichsam, mit Abwerfung aller unnützen Nebenbeziehungen, nur zum reinen Gedanken vermittelst der Sprache zu entfliehen scheint. . . . Die semitischen Sprachen bewahren eine bewundcrungswürdige Kunst in der feinen Unterscheidung der Bedeutsamkeit vieler Vokalabstufungen«[1]. Natürlich ist mit solchen Einzelheiten über das einheitliche Bildungsprinzip einer individuellen Sprache nichts gesagt. Dieses tatsächlich aufzuzeigen, hält Humboldt selbst nur in beschränktem Maße für möglich. Unmöglich sei eben, das in Worten darzustellen, was das Gefühl in untrüglicher Sicherheit empfindet[2]. Aber auch »über den Vorzug der Sprachen voreinander entscheiden jene einzelnen Punkte nicht. Der wahre Vorzug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Prinzip und in einer Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellektuelle Vermögen des Menschen in reger Tätigkeit zu erhalten, ihnen zum genügenden Organ zu dienen und durch die sinnliche Fülle und geistige Gesetzmäßigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend auf sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaffenheit liegt alles, was sich wohltätig für den Geist aus der Sprache entwickeln läßt. . . . Denn wirklich schwebt er auf ihr wie auf einer unergründlichen Tiefe, aus der er aber immer mehr zu schöpfen vermag, je mehr ihm schon daraus zugeflossen ist«[3].

7) Das Wort. Man könnte versucht sein, das Wort unter die Klasse der Zeichen zu rechnen. Aber Zeichen für das Objekt kann es nicht sein, da es vielmehr Äquivalent für die von ihm gebildete Auffassung ist[4]; auch nicht Zeichen für den Begriff, da das Bezeichnete seine eigene Existenz zu haben pflegt, während der Begriff »erst selbst seine Vollendung (weiterer Bearbeitung fähige Klarheit) durch das Wort erhält«[5]. Auf der anderen Seite ist das Wort auch vom Symbol zu scheiden. Es gleicht ihm, weil es den Begriff vor der Einbildungskraft (dem Gehör) in sinnlichen Stoff verwandelt. Das Symbol aber »verlangt eine vollständige für sich bestehende Naturform, die auch ohne alle Beziehung auf

Wort . . . ist hingegen nichts ohne Beziehung auf den Begriff«[1]. Also »verstehen die Menschen einander nicht dadurch, daß sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, . . . sondern dadurch, daß sie gegenseitig ineinander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren«[2]. So bezeichnet auch das Wort nicht Individuen, sondern genau genommen Klassen der Wirklichkeit[3], und so kommt es, daß kein Individuum beim gleichen Worte genau dasselbe denkt wie irgendein anderes[4]. Die Verschiedenheit hängt zur Hauptsache ab vom Zusammenhange der Gedanken und damit von der »auffassenden Stimmung«; es ist z. B. etwas anderes, ob man einen Baum zu fällen befiehlt, oder ob man ihn in einem Gedichte besingt[5]. Von höchstem Interesse ist dabei die Erwägung, »ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen oder mit vereinzelter Seelentätigkeit einseitig zu einem abgeschloßnen Zwecke gebraucht wird«[6]. Da aber immer irgendeine Stimmung der Seele vorhanden ist, kann durch das klassenbezeichnende Wort nicht alles ausgedrückt werden, vielmehr ist das »Wort allerdings eine Schranke ihres (der Seele) inneren, immer mehr enthaltenden Empfindens, und droht oft gerade sehr eigentümliche Nuancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung mehr allgemeine Natur zu ersticken«[7]. Daß überhaupt der Begriff Ausdruck im Worte findet, ist der Beweis für seine vollendete Klarheit[8]. Wenn also etwa Possessiva und Personalpronomina nicht verschiedene Lautformen haben, so ist der Unterschied »nicht mit der formalen Schärfe und Bestimmtheit, welche der Übergang in die Lautbezeichnung erfordert«, gefühlt worden[9].

Die Wortbildung beruht auf Modifikation schon vorhandener Stammwörter nach instinktartig in der Seele liegenden Formen. Da diese Formen für eine Gemeinschaft wesentlich gleich sind, so kann man sagen, daß das Wort der Teil der Sprache ist, bis zu dem die Nation als ganze schöpferisch ist[10]. Dem Vorgang selbst, als dem »tiefsten und geheimnisvollsten« aller Sprachen,

lautlichen Einheit und Selbständigkeit des Wortes erkennbar sein. »Die Wörter in der Sprache sind, was die Individuen in der Wirklichkeit«[1]). Die Lauteinheit wird, so meint Humboldt, im Zusammenhang der Rede deutlich durch ein merkbares Innehalten der Stimme, das ein geübtes Ohr am Ende der Wörter wahrzunehmen vermöge[2]). Besonders wichtig ist sie in der Vereinigung von Haupt- und Beziehungsbegriff (Stamm und Flexionselement). Hier pflegt unter der Einwirkung des Akzents eine enge Verschmelzung nach Wohllautregeln vor sich zu gehen, und in den Sandhiregeln des Sanskrit glaubt Humboldt ein besonders feines Mittel zur Sicherung der Worteinheit, noch dazu in mehrfacher Abstufung, zu sehen. So »entspringt ein zugleich den Verstand und das ästhetische Gefühl befriedigender Wortbau«[3]).

Hier und da hat Humboldt auch die Wortzusammensetzungen verfolgt. Er unterscheidet zwei Arten. Bei der ersten wird ein Begriff durch einen zugefügten bloß verdeutlicht, bei der zweiten wird aus zwei Begriffen ein neuer gebildet (Sonne = Auge des Tages). Die zweite Methode muß allmählich immer mehr zur Bildung neuer Wörter verwendet werden, wenn die Wortbildung durch Tonmalerei usw. nachzulassen beginnt. Auch dann gibt es noch Unterschiede des Charakters: die Bildungen können z. B. dichterisch sein oder, wie im Neuchinesischen, spielerisch-witzig[4]). Im Sanskrit werden sie äußerst häufig gebraucht, während sie im Lateinischen im Verlaufe der Zeit immer mehr verschwinden[5]).

8) Die Wurzeln. Bei der Zergliederung einer Anzahl von Wortbildungen weisen viele verwandte Elemente auf, und man sieht sich zu dem Ergebnis geführt, daß »eine mäßige Anzahl dem ganzen Wortvorrate zum Grunde liegender Wurzellaute durch Zusätze und Veränderungen auf immer bestimmtere und mehr zusammengesetzte Begriffe angewendet wird«[6]). Völlig rein erscheinen die Wurzeln genau genommen nie; denn wo sie in der Rede auftreten, nehmen sie eine dem Gedankenzusammenhang entsprechende Kategorie an, werden also als Substantiva, Verba usw. verwendet[7]). Wie weit bloße Wurzeln in ursprünglichem Sprachzustande gebraucht worden sind, ist zweifelhaft[8]); wir kennen sie

1) 7, 269. 2) 7, 122. 3) 7, 124. 4) 7, 319. 5) 7, 190. 6) 7, 103. 7) 7, 73. 8) 7, 105 f.

fast nur als Resultate wissenschaftlicher Analyse[1]). Als real kann man alle Wurzeln insofern ansehen, als sie von den Redenden mit instinktiver Sicherheit benutzt werden. Am deutlichsten sind sie nach Humboldt erkennbar, wenn sie in den zahlreichen Variationen eines gut ausgebildeten Konjugationssystems vorkommen. Überhaupt stimmt er den Sanskritgrammatikern bei, wenn sie alle Wurzeln als Verbalwurzeln ansahen, da die Bewegungs- samt den Beschaffenheitsbegriffen die ersten hätten sein müssen, die bezeichnet wurden, weil erst durch sie wieder Gegenstände benannt werden konnten[2]); überdies könne ein lebhafter Sprachsinn die Beschaffenheit leicht zur Bewegung hinreißen[3]). Im Chinesischen gibt es Wurzeln in dem erörterten Sinne nicht, oder sie fallen mit den Wörtern zusammen, weil jede Flexionsform fehlt.

Im gesamten Wortschatz sind nach Bopps Vorgang objektive und subjektive Wörter zu unterscheiden[4]), d. h. solche beschreibender oder erzählender Natur und solche, die eine Beziehung auf die Persönlichkeit herstellen, die Pronomina. Humboldt erklärt, daß die Personenwörter in jeder Sprache die ursprünglichsten sein müssen, da die Persönlichkeit des Sprechenden, lebhaft empfunden, naturgemäß einen Ausdruck erhalten müsse. Nahe liegt auch die Bezeichnung des angerufenen Du[5]), und es ist bei der Benennung des Gegenüberstehenden einleuchtend, daß eine Verwandtschaft mit Raumangaben, also dem Gebiete der sinnlichen Anschauung, vorhanden sein kann[6]). Doch ist, sagt Humboldt schließlich wieder, »meiner innersten Überzeugung nach, alle Bestimmung einer Zeitfolge in der Bildung der wesentlichen Bestandteile der Rede ein Unding«[7]), und so sieht er sich zu der Einschränkung veranlaßt, daß der Empfindungsausdruck der Persönlichkeit ebenso objektiv gebraucht werde, wie die Benennung irgendeines äußeren Gegenstandes, und daß es andererseits Pronomina geben könne, die von Eigenschaftswörtern hergenommen sind, wie auch unter den lokalen Präpositionen solche, die von einem Nomen abstammen (z. B. ein W

A priori neigt Humboldt zu der Meinung, die einsilbigen seien ursprünglich, da vermutlich ein einzelner Begriff durch ein einzelnes Wort bezeichnet worden sei. Die zweisilbigen Wurzeln, die die Forschung aufstellen muß, sind vielleicht bloß für unser Wissen nicht weiter analysierbar. Sprachen, die, wie die semitischen, zweisilbige Ausdrücke als Wurzeln verwenden, können sehr wohl einmal beide Arten von Wurzeln nebeneinander gehabt haben — Zweisilbigkeit kann ja unkenntlich gewordene Zusammensetzung sein —, und erst später sei das Gesetz der Zweisilbigkeit durchgeführt worden. Es ist aber wieder ein Beweis dafür, wie wenig voreingenommen Humboldt war, wenn er versichert: »Bloß des allgemeinen Satzes wegen, daß eine Wurzel immer einsilbig sein muß, möchte ich auf keine Weise auch ursprünglich zweisilbige leugnen« [1].

9) Die grammatischen Formen. Die Sprache entwickelt eigene Formen mehrfacher Art, darunter die Ausdrücke für Beziehungen des Denkens, die grammatischen Formen. In diesen also treffen sich die Formen des Denkens mit denen der Sprache [2]. Die grammatischen Formen sollen nun, wie wir wissen, möglichst reichhaltig vorhanden sein; denn »der abstrakte Verhältnisbegriff prägt sich, in sinnlichen Beispielen beständig wiederkehrend, dem Geist fester ein« [3]. Zu ihrem wirklichen Eingang in die Sprache bedarf es natürlich der Anregung durch empirische Beobachtung. Es ergibt sich aber bei verschiedenen Sprachen eine Verschiedenheit der Resultate. Sie kann dreierlei Art sein: 1) »nach der Auffassung der grammatischen Formen nach ihrem Begriff (Grade der Klarheit, der Intellektualisierung), 2) nach der Art der technischen Mittel ihrer Bezeichnung (Flexionssilben oder selbständige Worte, z. B. Abhängigkeit andeutende Partikeln), 3) nach den wirklichen zur Bezeichnung dienenden Lauten« [4]. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die ersten beiden Punkte die wesentlichsten sind.

In den flektierenden Sprachen steht nun die Sache so, daß die Stammlaute eines Wortes selbständige Begriffe, die Nebenlaute, eben die Flexionen, die allgemein modifizierenden Elemente ausdrücken. Diese Nebenlaute sind meist auch, weil sie bloß

1) 7, 331. 2) 5, 455. 3) 6, 390. 4) 6, 21 = 5, 454.

intellektuell gefaßte Beziehungen andeuten, schon in der Lautform kürzer als die Stammlaute. Die Zerlegung in Wortstamm und Angebildetes ist für die Untersuchung sehr fruchtbar, aber man darf sich beides nicht als mechanisch aneinandergefügt denken, sondern wie der Geist untrennbar beides zusammendenkt, so gießt auch der Laut beides vor dem Ohre in eins. Eine andere Art der Flexion, weniger vorzüglich, weil sie den Hauptbegriff zugleich mit umändert[1]), mindestens nicht für alle Fälle passend, ist Lautumformung innerhalb des Stammes. Sie ist allemal bildlich. Das ist bei den Flexionssilben in gewissem Sinne auch der Fall, nämlich insofern, als man als solche nicht nur die betrachten darf, die etwa nie eine selbständige Bedeutung gehabt haben[2]), sondern auch die im Laufe der Zeit abstrakter gewordenen. Nur haben vermutlich die meisten Flexionssilben nicht irgendeine beliebige sinnliche Bedeutung gehabt, sondern haben die notwendige Beziehung durch eine Beziehung auf die Person des Sprechers angedeutet, werden also pronominal gewesen sein[3]). Der Sprachsinn hat dieser deutlichen Beziehungen schließlich nicht mehr bedurft und sie zu Deutemitteln herabgedrückt, wobei Lautgewohnheiten, z. B. Assimilation und Verschmelzung aneinander stoßender Laute, mitgewirkt haben.

Die Agglutination unterscheidet sich von der Flexion dadurch, daß sie die Beziehungen nicht im gleichen Grade bloß intellektuell faßt; sie bildet vielmehr Elemente von irgendwelcher konkreten Bedeutung an das Stammwort an. Dann ist eben nach Humboldts Überzeugung der logische Wert der Beziehung und ihre Abhängigkeit vom Hauptbegriff nicht deutlich genug gefühlt worden, und das Affix deshalb nicht eng genug mit dem Worte verschmolzen; durch den einfließenden Sachbegriff kann nicht so wie durch Flexion der Sinn für Formalität geweckt werden[4]). Sie kann indes im Laufe der Zeit scheinbar zu Flexion werden, und so ist der Unterschied beider allerdings bloß graduell[5]).

Den vollen Gegensatz zu beiden bildet die Wortisolierung, die Beziehungen fast gar nicht lautlich ausdrückt. Das Chinesische ist der einzige Vertreter. Hier wird also der Forderung gleich-

1) Dies ergibt sich schon aus dem Postulat des Parallelismus von Laut und Idee; klar ausgesprochen 7, 125, 263. Anders Haym, W. v. H. Berlin 1856.

mäßiger Durchdringung von Laut und Idee am wenigsten genügt. Das durchschnittliche praktische Verständnis wird nicht beeinträchtigt, wohl aber die bestimmtere Nuancierung der Gedanken [1]). Daß Humboldt auch bei diesen Erörterungen über Flexion Tatsachen vor Augen hatte, mag folgende feine Bemerkung über den Konjunktiv beweisen: »Das durch ihn ohne Hinzukommen eines materiellen Nebenbegriffs (etwa eines Hilfsverbs) ausgedrückte ungewisse und abhängige Setzen kann in Sprachen nicht angemessen bezeichnet werden, in welchen das einfache aktuale Setzen keinen formalen Ausdruck findet« [2]).

10) Der Satz. Von größter Bedeutung für die Sprachwissenschaft ist die Betrachtung des Satzes. Das erhellt schon daraus, daß vermöge der auffassenden Stimmung »ein Wort meistenteils seine vollständige Geltung erst hat durch die Verbindung, in der es erscheint« [3]). Von vornherein ist festzuhalten, daß der Satz nicht eine mühevolle Zusammenknüpfung ist; sondern im Akte der Synthese erteilt die »geistige Ansicht« im Satze »dem scharf und vollständig aufgenommenen Eindruck« lautliche Gestaltung [4]). Jede noch so unvollständige Aussage macht für den Sprechenden zunächst wirklich einen geschlossenen Gedanken aus. Im einfachsten mit Gefühl geäußerten Laut liegt der Keim zur späteren Entwicklung der Worte im Satz [5]), und es ist eigentlich richtiger, bei der Untersuchung vom Satze auszugehen [6]). »Der Mensch . . . glaubt nicht, ihn aus einzelnen Wörtern zusammenzusetzen« [7]). »Die Rede bildet im Geiste des Sprechenden, bis sie einen Gedanken erschöpft, ein verbundenes Ganzes, in welchem erst die Reflexion die einzelnen Abschnitte aufsuchen muß« [8]).

In der Redefügung offenbaren sich die Verschiedenheiten der Völker; denn »gerade hierin enthüllt sich erstlich die Klarheit und Bestimmtheit der logischen Anordnung, welche allein der *Freiheit* des Gedankenflugs eine sichere Grundlage verleiht und *zugleich* Gesetzmäßigkeit und Ausdehnung der Intellektualität dartut, und zweitens das mehr oder minder durchscheinende Be-

empfunden wird, auch äußerlich mit Laut zu umkleiden«[1]). Freilich lassen sich die zahllosen existierenden Abstufungen nicht leicht abstrakt auseinandersetzen. Man kann aber, zum Teil analog mit der Unterscheidung der grammatischen Formen, als Hauptformen ansehen die flektierende samt der agglutinierenden, die isolierende und die einverleibende.

Die flektierenden Sprachen ermöglichen bei ihrer klaren Ausbildung der Worteinheit scharfe Trennung der Satzteile, also Begriffsklarheit, und der wertvolle Besitz der grammatischen Formen befähigt zu deutlicher Darstellung der synthetischen Einheit des Satzes, namentlich durch das Verbum. Man hatte die merkwürdige Theorie ausgebildet[2]), daß das Verbum, auch wenn es nicht mit einer Form wie »sein« zusammengesetzt ist, immer das Sein enthalten müsse, und daß es dadurch im synthetischen Akt das Prädikat mit dem Subjekte erst wirklich verknüpfe, und zwar so, »daß das Sein, welches mit einem energischen Prädikate in ein Handeln übergeht, dem Subjekte selbst beigelegt, also das bloß als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht bloß den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt. . . . Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläßt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über«[3]). Das Verb ist ohne dies »existentielle Setzen« undenkbar[4]). Für die Vollkommenheit einer Sprache ist somit notwendig, daß gerade die Verbalformen in möglichster Vollständigkeit vorhanden sind, so wie man sie als einheitliches System a priori aus Begriffen ableiten kann.

Den flektierenden Sprachen ist die isolierende, das Chinesische, insofern nicht unähnlich, als in ihr die einzelnen Teile des Satzes voneinander getrennt gehalten werden. Der fundamentale Gegensatz ist trotzdem unleugbar; denn es fehlt lautliche Beziehungsbezeichnung, und der Hörer muß sich den Sinn des

nomen dem Verb eingefügt, und die Lautform bekommt das Gepräge eines eng geknüpften, aber wenig umfassenden Ganzen. Hier stehen nach Humboldt dem Sprachsinn die Gegenstände nicht in gleicher Klarheit und Sonderung vor Augen wie in den flektierenden Sprachen. Es ist aber noch ein Vorzug des Mexikanischen, daß es den Ausdruck der Beziehungen ans Verb anknüpft, gewissermaßen alles um dieses gruppiert. Nur entstehen dabei zu große und unbehilfliche Massen. Spuren von Einverleibung sind übrigens auch vorhanden im Status constructus der semitischen Sprachen und in Sanskritkompositis wie den Bahuvrihis [1]).

Eine eigentümliche Satzbildung wird am Barmanischen erörtert. Hier tritt nicht bloß statt der logisch natürlichen Wortfolge Subjekt, Verb, Objekt die verkehrte Subjekt, Objekt, Verb ein, sondern das Verbum ermangelt überhaupt des klaren Ausdrucks der synthetischen Funktion, ähnelt vielmehr dem Nomen. Also ist der Satz keine wirkliche Einheit, sondern es wird bloß immer ein Wort durch das andere modifiziert, und sogar ein ganzer Satz kann als Attribut zu einem Substantivum gesetzt werden. Da aber grammatische Formen im übrigen nicht ganz fehlen, so steht diese Satzform zwischen der flektierenden und der isolierenden.

Außer am Verbum sucht Humboldt die Eigenart der Satzbildung noch an der Konjunktion und am Relativpronomen zu beobachten. Mit Hilfe der Konjunktion werden zwei Sätze aufeinander bezogen, in einer »verwickelteren Synthese« [2]) zusammengefaßt. Ermangelt also eine Sprache der Konjunktionen, wie das bei weniger gebildeten vorzukommen pflegt, so ist auf Schwäche der synthetischen Kraft zu schließen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Relativpronomen. So werden z. B. in der Quichua-Sprache die beiden in Frage kommenden Sätze einfach nebeneinander gestellt; ihre Beziehung kann bloß erraten werden.

11) Zur Klassifikation der Sprachen. Die Hauptarten des Satzbaues sind (wenn auch nicht ganz zusammenfallend mit den Unterschieden nach Ausbildung grammatischer Formen) ebensoviele Sprachtypen. Aber man kann die Sprachen deshalb nicht

1) 7, 156. 2) 7, 233.

ohne weiteres in Rangstufen ordnen. Höchstens kann man etwa Sanskrit und Chinesisch als äußerste Endpunkte ansetzen [1]), zwischen denen alle übrigen irgendwo in der Mitte liegen. Überhaupt tragen ja die meisten Sprachen eine oder andere Formarten zugleich an sich: flektierend, agglutinierend oder einverleibend. Zur Beurteilung der Vorzüge einer Sprache kommt es darauf an, wie sie diese abstrakten Formen in ihre konkrete aufgenommen hat [2]). Die vorhandenen einverleibenden Sprachen z. B. verdienen die Verurteilung nicht in gleichem Maße wie ihr abstrakter Typus. Nur wird allerdings allen die Fähigkeit abgesprochen, ein gleich vielseitigen Gebrauchs fähiges Ausdrucksmittel zu sein wie eine Flexionssprache. Doch gibt Humboldt zu, daß nicht alles erklärt werden kann, und deshalb ist an einer Klassifikation, die den Anspruch machte, mehr zu bieten als Richtlinien, allerdings zu verzweifeln. »Es ist ein durchaus unglücklicher Gedanke, und es beweist, daß man die lebendige Individualität der Sprache gänzlich verkennt, wenn man die Sprachen in gewisse feste Klassen einzuzwängen versucht« [3]).

12) Die geschichtliche Entwicklung der Sprache. Im ursprünglichsten Zustande eine Sprache zu beobachten, haben wir keine Möglichkeit. Doch muß im einfachsten Empfindungsausdruck alles angelegt sein, was sich später entfaltet. Denn »denkt man sich . . . die Sprachbildung sukzessiv, so muß man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen« [4]). Die Entwicklung geht so ununterbrochen vorwärts, daß, »genau genommen, keine Sprache auch nur ein einziges Jahrzehend hindurch oder auf einem irgend ausgedehnten Raume dieselbe ist« [5]). »Zumal bei Nationen von großer Geistesregsamkeit bleibt diese Geltung (die der Worte) . . . in beständigem Flusse« [6]). Es lassen sich nun Stufen des Vorrückens in der Sprachbildung unterscheiden. Die erste Periode, die, wo die Sprache fast die ganze geistige

1) 7, 274. 2) 7, 254. 3) 5, 477. A. W. v. Schlegels Scheidung in analytische und synthetische Sprachen lehnt H. ab, weil auch diese Grenze nicht scharf sei, weil der Ausdruck »synthetisch« nicht auf alle Flexionen anwendbar sei (z. B. band zu binde), und weil in den sogenannten analytischen Sprachen gar keine Auflösung einer synthetischen Form vor sich gehe, sondern durch neue Verbindungen ältere entbehrlich werden. 6, 260.
4) 7, 149. 5) 6, 243. 6) 7, 191.

Kraft in Anspruch nimmt und durchaus ihre Hauptäußerung ist, kann man die der formalen Ausbildung nennen. Es werden also die notwendigen Grundlagen des Begriffsschatzes und besonders des Formensystems geschaffen. Dann erst erfolgt die Anwendung der Sprache in der Literatur. Freilich sind dies mehr Endpunkte des Überwiegens als streng geschiedene Perioden. Denn wie poetische Äußerungen schon in frühen Zeiten auftreten, so kommen andererseits während der literarischen Blüte noch Lautumformungen vor. In der Folge der menschlichen Geschlechter wird natürlich neben dem Bildungsprinzip auch der bereits hervorgebrachte Sprachstoff wirksam [1]).

In sehr früher Zeit mag schon Sprachmischung durch Verschmelzung mehrerer Volksstämme eingetreten sein. So könnte man, meint Humboldt, die verschiedenen Stammformen beim persönlichen Fürwort erklären [2]), andererseits werde beim Chinesischen die Mischung gefehlt haben, so daß eben eine Lautform für eine Menge von Bedeutungen herhalten muß [3]).

Charakteristisch für der Natur näher stehende Völker ist die Sinnlichkeit des Ausdrucks. »Il est naturel à l'homme et surtout à l'homme dont l'esprit est encore peu développé, d'ajouter en parlant à l'idée principale une foule d'idées accessoires exprimant des rapports de temps, de lieu, de personnes, de circonstances, sans faire attention si ces idées sont précisément nécessaires là où l'on les place [4]).« Humboldt ist aber nicht ohne weiteres geneigt, der abstrakteren Sprechweise den Vorzug zu geben. Zwar meint er, daß die Bezeichnung des Gegenstandes durch eine Eigenschaft, solange diese Bedeutung noch nicht verblaßt sei, die Freiheit der Vorstellung hemme [5]); auf der anderen Seite jedoch hat die Sprache »nur von diesen (Anschauung, Einbildungskraft, Gefühl) Stoff und Bereicherung zu erwarten; von der Bearbeitung durch den Verstand . . . eher Trockenheit und Dürftigkeit zu fürchten« [6]). Ebensowenig läßt Humboldt auf Grund der Beobachtung von Sinnlichkeit ohne weiteres Schlüsse zu auf die Jugend einer Sprache. Denn »die Anwendung von Zeitbegriffen auf die Entwicklung einer so ganz im Gebiete der nicht zu berechnenden ursprünglichen Seelenvermögen liegenden

1) **7**, 160. 2) **6**, 268, 310. 3) **5**, 304. 4) **5**, 284, ähnlich **5**, 19, **7**, 155. 5) **5**, 422 f. 6) **5**, 127.

menschlichen Eigentümlichkeit als die Sprache hat immer etwas sehr Mißliches« [1]). So wagt er z. B. nicht von den phantasievoll-anschaulichen Kompositis der Delaware-Sprache auf hohe Ursprünglichkeit zu schließen, da man nicht wissen könne, wieviel dabei nicht der Zeit, sondern dem Charakter des Stammes zukomme. Indes werden durch die Bearbeitung in der Literatur die Begriffe geklärt, verfeinert, vertieft, und man kann ganz im allgemeinen daran fezthalten, daß eine Tendenz zu mehr intellektueller Auffassung vorliegt.

Ihre Wirkung ist auch das Schwinden der Flexionssilben in den Flexionssprachen. Der Geist »erachtet in der steigenden Zuversicht auf die Festigkeit seiner inneren Ansicht eine zu sorgfältige Modifizierung der Laute für überflüssig [2])«, und eine gewisse phantasievolle Freude an der Vereinigung und Fülle der Kennzeichen nimmt ab. Oft steht damit in Zusammenhang der Ersatz der Formen durch Hilfsverba und Flexionswörter. Durch sie bleibt der Grundcharakter der Formalität erhalten, und in manchen Fällen wird sogar das Verständnis erleichtert und die Bestimmtheit vermehrt. In den germanischen Sprachen soll der Verfall der Endungen an einem Nachlassen des formenschaffenden Bildungsprinzips liegen. In anderen Fällen der Sprachentwicklung soll die Kraft in ihrer Richtung gewechselt haben und ein neues Prinzip eingetreten sein. Das ist bloß durch eine Erschütterung der ganzen Nation möglich [3]). Die griechische und die römische Nation wurden zertrümmert; die neugebildeten Nationen schufen das Neugriechische und das Italienische. Die Grammatik beider war erst in Verwirrung geraten, um sich nachher in neuer Gestalt zu erheben. Im Anschluß an diese Betrachtungen entwirft Humboldt eine kühne, aber interessante Hypothese über die Entstehung des Sanskrit und des Altgriechischen mit seinem Kulminationspunkt im homerischen Zeitalter. In beiden ist von zerschlagenen [illegible] n vorhin genannten

hinzu, so können neue Sprachen entstehen: 1) durch den bloßen Verlauf der Zeit, 2) durch Veränderung des Wohnsitzes — Trennung der Völker, Niederlassen in neuer Umgebung, 3) durch Mischung, 4) durch Umgestaltung des inneren Zustandes; es können auch mehrere dieser Momente vereint auftreten.

Auch ohne daß es etwa zu einer Vermischung kommt, kann eine Sprache auf eine andere einen starken Einfluß ausüben; so die klassischen auf unsere Muttersprache.

13) Sprache und Schrift. Eins der einschneidendsten Ereignisse in der Entwicklung der Sprache wird bezeichnet durch die Einführung der Schrift[1]. Über ihre Bedingungen ist zu sagen, daß sie »erst die Reflexion voraussetzte, die sich immer aus der eine Zeit hindurch bloß natürlich geübten Kunst entwickelt, und eine größere Entfaltung der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche den Sinn hervorruft, die Tätigkeiten zu sondern und ihre Erfolge dauernd zusammenwirken zu lassen«[2]. Dann spielt nicht mehr wie früher das Gedächtnis die Hauptrolle in den geistigen Bestrebungen[3], und eben durch die Fixierung und Aufbewahrung wird die Möglichkeit des Überdenkens erhöht. Von den verschiedenen Schriftarten nun entspricht die Bilderschrift der Sprache nicht, weil sie unnötige Nebenbeziehungen zu wenig ausschließt[4], die Figurenschrift (im Chinesischen) ebensowenig, weil sie willkürliche Zeichen für die Begriffe benutzt, und damit die eigentümliche psychische Wirkung des sprachlichen Tons teilweise beiseite setzt[5]; denn sie zwingt ja nicht zur Reproduktion des speziell gebrauchten Wortes, und kann sogar für verschiedene Sprachen gebraucht werden. Vollkommen wird die Schrift erst dann, wenn sie die möglichst lückenlose Reproduktion der Sprache mit ihren bestimmten Lautwerten und in derselben Anordnung[6] befördert, und wenn sie nicht wie die Bilderschrift zu viele Nebenbeziehungen anregt. Dies tut nur die Buchstabenschrift. Sie befestigt zugleich das Lautsystem, und sie gewährt Einblick in die Artikulation. Diese aber ist Gliederung, und »Gliederung ist gerade das Wesen der Sprache«[7].

---

1) **5**, 33. 2) **7**, 206. 3) **5**, 132. 4) **5**, 35. 109. 5) **5**, 112. 6) **5**, 37. 7) **5**, 121 f.

14) Poesie und Prosa. Die höchsten Blüten der Sprache sind Poesie und Prosa. Die Anlage zu beiden liegt von Anfang an in der Sprache, und es ist erkennbar, ob sie mehr zur poetischen Stimmung neigt, die die Wirklichkeit in ihrer Erscheinung auffaßt, oder zur prosaischen, die ihre Wurzeln zu ergründen sucht[1]). Die Prosa kann auch bloß zu bestimmten Zwecken gebraucht werden. Aber erst wenn sie »den höheren Weg verfolgt« und »Umfassen ihres Gegenstandes mit allen vereinten Kräften des Gemüts verlangt«, wird sie »die Gefährtin der Poesie auf der intellektuellen Laufbahn der Nationen«[2]). »In beiden muß ein von innen entstehender Schwung den Geist heben und tragen«[3]). »Beide, die poetische und die prosaische Stimmung, müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen, den Menschen tief in die Wirklichkeit Wurzel schlagen zu lassen, aber nur, damit sein Wuchs sich desto fröhlicher über sie in ein freieres Element erheben kann«[4]). Die Prosa hat wegen ihrer ungebundenen Form größere Beweglichkeit als die strenge Poesie, und insofern liegt das Bedürfnis zu ihrer Ausbildung »in dem Reichtum und der Freiheit der Intellektualität«. Trotzdem bleibt sie den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens verwandter, »das durch ihre Veredlung in seiner Geistigkeit gesteigert werden kann«[5]).

Besonders bedeutsam für die Sprache selbst wird die wissenschaftliche Prosa mit ihrem verwickelteren Charakter. Denn sie veranlaßt »die letzte Schärfe in der Sonderung und Feststellung der Begriffe und die reinste Abwägung der zu einem Ziele zusammenstrebenden Sätze und ihrer Teile«. Mit der systematischen Wissenschaft und mit der philosophischen Untersuchung des Erkenntnisvermögens tut sich dem Geiste etwas ganz Neues auf, »welches alles Einzelne an Erhabenheit übertrifft«, und dies wirkt zugleich auf die Sprache ein, gibt ihr einen Charakter höheren Ernstes und einer, die Begriffe zur höchsten Klarheit bringenden

Forschungen[1]). Mangelt die Wissenschaft einem Volke, so bleibt auch die Sprache im Rückstande; dies geschieht aber auch, »wenn sich das Schaffen des Geistes zu gelehrtem Sammeln verflacht«[2]).

15) Die Sprache im Leben der Gemeinschaft. Darin, daß der einzelne Mensch die Sprache muß auf sich wirken lassen, liegt ihre Gesetzmäßigkeit, in dem was er spontan umgestalten kann, ein Prinzip der Freiheit. Beides ist stets untrennbar verbunden, denn auch das schriftlich Fixierte muß, soll es wirken, spontan im Denkakt aufgefaßt, also zum Objekt gemacht werden. Die Lösung des Gegensatzes liegt letzten Endes darin, daß die Sprache nur unter Individuen denkbar ist, und das geistige Wesen in bedingtem Dasein bloß in geschiedener Individualität erscheinen können. In der von den gleich organisierten Individuen ausgehenden Sprache gehen dann Abhängigkeit und Unabhängigkeit ineinander über. So wird die Sprache zu einem Organ der Vermittlung zwischen den Individuen und der umgebenden Welt, wie zwischen den Individuen selbst, und es findet ein spontanes Zusammenwirken der Gemeinschaft statt. Deshalb ist auch die Macht des Einzelnen gegen die Totalität der Sprache gering. Und so macht der feine Menschenkenner Humboldt die nachdenkliche Bemerkung: »Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich . . . so, wie die Sprache sie ihm zuführt«[3]).

Aber ganz abgesehen von der Möglichkeit individueller Färbung, z. B. im Satzbau, kann einmal ein einzelner einen maßgebenden Einfluß auf die Sprache ausüben und die Gemeinschaft zwingen, ihm darin nachzufolgen. Dies ist allemal, wie in anderen Gebieten des Lebens, das Genie. »Die kraftvollsten und die am leisesten berührbaren, die eindringendsten und die am fruchtbarsten in sich lebenden Gemüter gießen in sie ihre Stärke und Zartheit, ihre Tiefe und Innerlichkeit«[4]). Im Genie sind die spontanen Kräfte, ist die Freiheit gewissermaßen konzentriert, und wirkt produktiv. Es ist aber, eben weil es frei schafft, nicht im einzelnen erklärbar, höchstens sein eigentümliches Gepräge läßt sich annähernd darstellen. Besonders aber unterscheidet sich die »ausgezeichnete Geisteseigentümlichkeit« noch dadurch, »daß ihre Werke nicht bloß Grundlagen werden, auf die man fortbauen

1) 7, 201. 2) 7, 202. 3) 7, 60. 4) 7, 25.

kann, sondern zugleich den wieder entzündenden Hauch in sich tragen, der sie erzeugt«[1]). An der Einwirkung des Genies wird also besonders deutlich, daß die Sprache auf den Geist der Nation zurückwirkt. Der vollendete Sprachbau vor allem regt das Zusammenstreben aller geistigen Kräfte an, und es entsteht, »so wie nur ein irgend weckender Funke entsprüht, eine Tätigkeit rein geistiger Gedankenentwicklung; und so ruft ein lebendig empfundener glücklicher Sprachbau durch seine eigene Natur Philosophie und Dichtung hervor«[2]). Nur eine Fortsetzung dieses Gedankenganges ist die Vermutung: »Versänke aber auch eine mit solcher Sprache begabte Nation durch andere Ursachen in Geistestätigkeit und Schwäche, so würde sie sich immer an ihrer Sprache selbst leichter aus diesem Zustande hervorarbeiten können«[3]).

Zur Zeit verfeinerter Ausbildung der Sprache auf höherer Kulturstufe zeigt die Nation und damit die Sprache eine Spaltung nach Ständen deutlicher als früher. Aber der eigentlich sprachschaffende Teil bleibt durch seine ungehemmte Triebkraft von Anschauung, Phantasie und Gefühl das Volk, während die Gebildeten — das Genie natürlich ausgenommen — mehr läuternd und sichtend[4]) wirken, indem sie Bedeutungen festlegen, Worte ausstoßen usw. Das wünschenswerte Verhältnis ist nun dies, daß die Sprache durch den Zusammenhalt beider Teile der Nation sich fortentwickelt, indem die höhere Bildung die Volkssprache als Grundlage annimmt und den Zweck verfolgt, »durch eine beständige ungehemmte und energische Gemeinschaft zwischen diesen beiden Teilen der Nation zu bewirken, daß auf das Volk alle wesentlichen Früchte der Bildung, und mit Ersparung des mühevollen Weges, auf dem sie erlangt werden, herabströmen, die höheren Stände aber durch den gesunden, geraden, kräftigen, frischen Sinn des Volkes, durch das in ihm lebende Zusammenhalten alles Menschlichen bewahrt werden vor der Mattigkeit, Flachheit, ja Verschrobenheit unverhältnismäßiger Einwirkung einseitiger Bildung«[5]).

16) Philosophie der Sprache. Aus der Berührung der Welt mit dem Menschen springt die Sprache wie mit einem elektrischen Schlage hervor, »nicht bloß in ihrem Entstehen, sondern immerfort,

so wie Menschen denken und reden«[1]. Durch die Sprache erst gewinnt das gleichzeitig entstehende Denken Deutlichkeit[2], einmal weil sie, wenigstens in den Flexionssprachen, Einsicht in die formalen Beziehungen des Denkens weckt[3], zweitens, weil so die Vorstellungen objektiviert werden[4] und erst weitere Bearbeitung zulassen[5]. Die Welt wird, so kann man die Sache von der anderen Seite betrachten, in Gedanken verwandelt[6]. Die hier waltende Tendenz der Objektivierung aller inneren Vorgänge hat überhaupt umfassende Bedeutung: »Die Subjektivität der ganzen Menschheit wird aber immer wieder in sich zu etwas Objektivem. Die ursprüngliche Übereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen, auf welcher die Möglichkeit aller Erkenntnis der Wahrheit beruht, wird also auch auf dem Weg der Erscheinung stückweise und fortschreitend wiedergewonnen. Denn immer bleibt das Objektive das eigentlich zu Erringende«[7].

Durch die Objektivierung in der Sprache wird erst die Mitteilung an andere ermöglicht, und diese wieder ist eine wesentliche Voraussetzung für die Erforschung der Wahrheit; denn »die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiednes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wahrheit ihrer inneren Erzeugungen«[8]. Die Bedeutung der Sprache gipfelt aber darin, daß sie »die erste notwendige Stufe« ist, »von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Regung zu verfolgen imstande sind«[9]. »Erst durch die vermittelst der Sprache bewirkte Verbindung eines andern mit dem Ich entstehen nun alle den ganzen Menschen anregenden tieferen und edleren Gefühle, welche in Freundschaft, Liebe und jeder geistigen Gemeinschaft die Verbindung zwischen zweien zu der höchsten und innigsten machen«[10].

Wir haben wiederholt gesehen, daß die Objektivierung alle seelischen Regungen umfassen soll. »Nichts in dem Inneren des Menschen ist so tief, so fein, daß es nicht in die Sprache überginge und in ihr erkennbar wäre«[11]. Richtig [illegible]

vor. »Wie der Geist etwas wahrhaft Neues schafft, muß er mit der Sprache, es auszudrücken, ringen, durch dies Ringen, zu welchem sie ihm selber die Kraft leiht, gewinnt die Sprache, sie kann sogar auf dem intellektuellen Wege nur so und auf keine andere Weise gewinnen«[1]). Jener Satz von der Erkennbarkeit ist also mehr ein Ausdruck für das Ideal der Sprache, und es ergibt sich aus alledem, daß das innerste Wesen der Sprache sich nur als ein Streben charakterisieren läßt. Gerade darin aber erkennen wir, daß »die Hervorbringung der Sprache ein inneres Bedürfnis der Menschheit ist, nicht bloß ein äußerliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung . . . unentbehrliches«[2]).

Die Sprache ist innig mit allem Menschlichen verknüpft. Sie hat so auch — das lag Humboldt besonders am Herzen — eine ästhetische Seite. »Abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge, hängt an ihren Umrissen, wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber, äußere Schönheit, in welcher die Gesetzmäßigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen . . . Durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigentümliche rhythmische und musikalische Form erhöht die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet versetzend, den Schönheitseindruck der Natur«[3]). Und dies gerade trägt besonders dazu bei, daß der Mensch sich bemüht, immer mehr in die Sprache hineinzulegen. Im tiefsten Grunde aber entquillt dies nach Humboldt »der lebendigen Überzeugung, daß das Wesen des Menschen Ahndung eines Gebietes besitzt, welches über die Sprache hinausgeht«[4]). Der Mensch kann eben nur schaffen in der Richtung auf ein Ideal[5]), auch wenn es nicht bewußt vorgestellt wird, und die Sprache, die ihm dazu am unentbehrlichsten ist, erscheint als die »idealischste Blüte« des menschlichen Geistes[6]). Die Sprache würde also die vollkommenste sein, die den lebendigen Trieb zu immer höherer Gestaltung des Ideals in sich birgt. Betrachtet man nun diesen Trieb im Zusammenhange mit der Geistes-

entwicklung der gesamten Menschheit[1]), so ist, da die verschiedenen Sprachen meist nur eine Seite des allgemein menschlichen Ideals zum Ausdruck bringen, die Annahme möglich, daß auch räumlich und zeitlich auseinanderliegende Sprachen sich ordnen lassen als stufenartige Erhebungen zum Ideal[2]). Damit ist aber das immer sich erhöhende Ringen des Sprachschaffens angeknüpft an den obersten Gesichtspunkt für das Werden des Universums. Denn »die Endabsicht wie das Wesen alles Geschehenden besteht nur darin, daß sie (die Fülle der Kraft) sich ausspricht, und sich aus chaotischem Fluten zur Klarheit bringt«[3]).

II. Richtlinien und Methode von Humboldts Forschung.

1) Zur Entwicklung seiner Studien. Bei Übersetzungen aus dem Griechischen hatte Wilhelm von Humboldt über die Sprache im allgemeinen zu reflektieren begonnen. Bereits 1795 schreibt er an Schiller: »Ich gehe lange darauf aus, um die Kategorien zu finden, unter welche man die Eigentümlichkeiten einer Sprache bringen könnte, und die Art aufzusuchen, einen bestimmten Charakter irgend einer Sprache zu schildern«[4]). Da ward er auf einer Reise in Spanien auf das Studium der vaskischen Sprache geführt, und er berichtet an den berühmten Philologen Wolf: »Ich fühle, daß ich mich künftig noch ausschließender dem Sprachstudium widmen werde, und daß eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein können«[5]). Und nach ein paar Jahren äußert er sich aus Rom an denselben über seine Interessen in folgender Weise: »Im Grunde ist alles, was ich treibe, auch der Pindar (den H. übersetzte), Sprachstudium. Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu gebrauchen, um das Höchste und Tiefste, und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren«[6]). Dazu eine sichere Methode und tief eindringende Leitsätze zu finden, wird immer mehr der Mittelpunkt

1) 7, 13. 2) 7, 20. 3) 3, 354 f. 4) Humboldts Briefwechsel mit Schiller, herausgegeben von Leitzmann. S. 211. (20. Novbr. 1795.) 5) Werke, Alte Ausg. 5, 214. (20. Dezbr. 1799.) 6) Ebenda. 5, 266 f. (16. Juni 1805.)

seiner Bestrebungen, um nach seiner Befreiung vom Staatsdienste gänzlich von ihm Besitz zu nehmen. Er breitet seine Studien immer weiter aus. Er beschäftigt sich eingehend mit Sanskrit; aber ebenso mit einer Menge von amerikanischen Sprachen, für die ihm sein Bruder manche Hilfsmittel verschaffte, und schließlich auch mit den verschiedensten asiatischen Idiomen. Seine Schriften legen von seiner erstaunlichen Kenntnis das beredteste Zeugnis ab. Hand in Hand mit deren Aneignung geht Ausbau, Festigung und Klärung der Theorie. R. Haym hat in seiner Biographie die Entwicklung von Humboldts Sprachstudien an den zahlreichen Abhandlungen eingehend verfolgt. Ihr Gang wird sich wohl bloß so bezeichnen lassen, daß bereits im Anfange, z. B. in der ersten ausführlicheren Äußerung über Sprache[1]), nämlich im Aufsatze über Latium und Hellas (1806), eine ganze Reihe wichtige allgemeine Gedanken angedeutet sind oder im Keime liegen. Schärfste Beobachtung der Tatsachen wird schon verlangt in der Ankündigung einer Monographie über die Urbewohner Hispaniens, 1812, und ist durchgeführt, und zwar in trefflicher Weise, in den davon ausgearbeiteten Teilen, 1820—21. Am Ende des Weges, 1835, entspricht einer gewaltigen Sprachkenntnis ein weit ausgeführtes Gebäude sprachphilosophischer Anschauungen.

2) Die Hauptbegriffe und die Beziehungen zu Kant und Schiller. Um Humboldts Ansichten und Gedankenbildungen völlig klarzulegen, ist es nötig, seine Hauptbegriffe und seine Methode, sowie seine Beziehungen zu anderen Forschern zu betrachten.

Derjenige Begriff, der in alle Untersuchungen Humboldts aufs tiefste verknüpft ist, ist der der Kraft. Er schafft sich hier für den praktischen Gebrauch bei der Forschung eine naheliegende metaphysische Ergänzung zur Kritik der reinen Vernunft, an die er sich vielfach anlehnt[2]). Aus einer Reihe von Äußerungen ergibt sich, daß er eine transzendente Urkraft annimmt, von der wir nur die Erscheinungen kennen[3]). Auch theoretisch vertritt er diese

wissenschaftliche Bedürfnis, in seinen mannigfaltigsten Erscheinungen, ist, wenn man es auf sein einfaches Wesen zurückführt, immer das Erkennen des Unsichtbaren im Sichtbaren«[1]). Wie die Grundkraft transzendent ist, so entzieht sich auch das eigentliche Werden unserer Beobachtung[2]), aber wir müssen voraussetzen, daß alles in einer nie rastenden Entwicklung begriffen ist.

Für die geistige Kraft übernimmt nun Humboldt von Kant die Grundanschauung der Kausalität aus Freiheit. Am deutlichsten läßt sie sich beobachten am Genie. Denn die Taten des Genies bieten der Geschichtsforschung »Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läßt.« Nur sein eigentümliches Gepräge kann man empfinden; darstellen nur bis zu einem gewissen Grade[3]). Die genaueren empirischen Bestimmungen über das Genie, die Kant gibt, bleiben bei Humboldt unbeachtet, und während Kant das Genie bloß in der Kunst findet, stimmt Humboldts weiterer und metaphysisch gefärbter Geniebegriff offenbar mit dem Goethes überein, der sich zu Eckermann so ausgesprochen hat: »Es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft, und ferner, es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst oder das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbe ... Es kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge[4]).« Von Kant hat Humboldt bloß die Annahme der Unerklärlichkeit genialer Schöpfungen übernommen[5]). Auch sonst spielt die Freiheitslehre eine wichtige Rolle. Der Zweck, der in der Menschheit wirkt, ist »die freie Entwicklung innerlicher Kraft«[6]). In der Sprache ist Freiheit und Gesetzmäßigkeit verschlungen, z. B. »erlauben die grammatisch gesetzmäßigsten Sprachen den freiesten Schwung des Periodenbaus«[7]). Die Abweichungen von der vollendeten Sprache beruhen auf individueller Freiheit[8]). Gerade durch die Freiheit des Geistes unterscheidet sich auch die Sprache vom Gebiete des Organischen, und sie kann »niemals im eigentlichen Verstande eine organische Verrichtung genannt werden«[9]). Indessen

---

1) **3**, 348. 2) **7**, 39. 3) **7**, 15. 4) 11. März 1828. (Reclam.) **3**, 161 f.
5) Krit. d. Urt. § 47. (Hartenstein **5**, 319.) Anthrop. § 55. (Hartenstein **7**, 543.)
6) **6**, 38. 7) **5**, 451. 8) **7**, 258. 9) **5**, 451.

hat Kants Theorie des Organischen sichtlich auf Humboldt eingewirkt; denn Kants Begriff der bildenden Kraft klingt wörtlich an in Humboldts sprachbildender Kraft.

Wenn Humboldt in der geistigen Kraft ein Streben immer und immer wieder betont, so dürfte das in dieser deutlichen Ausbildung eine Anlehnung an Fichte sein. Mit dessen Anschauung, daß das Ideal des Strebens ins Unendliche erhöht werden kann[1]), stimmt er auch überein, wenn er fordert, daß die Völker »dies Ideal nicht in die Schranken der Tauglichkeit zu bestimmten Zwecken einschließen, sondern, woraus immer Freiheit und Allseitigkeit hervorgeht, dasselbe als etwas, das seinen Zweck nur in seiner eigenen Vollendung suchen kann, als ein allmähliches Aufblühen zu nie endender Entwicklung betrachten«[2]). In der praktischen Verwendung seines Ideals der vollkommenen Sprache lehnt er sich wieder an Kant an, dem die Ideale »ein unentbehrliches Richtmaß der Vernunft abgeben, die des Begriffs von dem, was in seiner Art ganz vollständig ist, bedarf, um darnach den Grad und die Mängel des Unvollständigen zu schätzen und abzumessen«[3]). Die Lehre, daß eine Annäherung an dies Ideal stattfindet, und daß verschiedene Seiten des Ideals von einzelnen Sprachen dargestellt werden, ist wieder nahe verwandt mit Kants geschichtsphilosophischen Sätzen: »Alle Naturanlagen eines Geschöpfs sind bestimmt, sich einmal vollständig und zweckmäßig auszuwickeln«[4]). »Am Menschen sollten sich diejenigen Naturanlagen, die auf den Gebrauch seiner Vernunft abgezielt sind, nur in der Gattung, nicht aber im Individuum vollständig entwickeln«[5]).

Wenn aber Kant in der Kritik der reinen Vernunft im Anschluß an Plato erörtert, daß »ein Gewächs, ein Tier ... nur nach Ideen möglich sind«, und daß überhaupt die »Ideen ... die ursprünglichen Ursachen der Dinge sind«[6]), so hat Humboldt sich bemüht, das hierin liegende teleologische Moment in seiner Ideenlehre auszuschalten. Allen Erscheinungsgruppen, wie der Sprache, der Kunst, legt er eine entsprechende Idee zugrunde, faßt aber Idee als gleichbedeutend mit einem »inneren, sich in seiner Fül-

Bahn. »Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht« [1]). Man kann sich aber das erschließbare Endresultat als ein Ziel vorstellen. Denn »es ist überall in der Menschheit so, daß sich aus Erscheinungen, die durch die bloße Fruchtbarkeit zeugender Kräfte wie zufällig ins Dasein treten, sich ein Ganzes aufbaut, aus dem nachher dem beobachtenden Geiste die Einheit einer Idee entgegenstrahlt« [2]). Die Tätigkeit der Kraft oder der Idee bestimmt sich erst im Verlaufe ihres eigenen Wirkens [3]). Die Idee der Sprache ist also die Äußerung der geistigen Kraft in der Menschheit, soweit sie in der sich entfaltenden Sprache sichtbar wird, und von der man überzeugt sein muß, daß sie sich zu größerer Mannigfaltigkeit und Darstellungsfähigkeit entwickelt. Humboldt unterscheidet nämlich an der Idee ihre Richtung — also die Idee in Sprache oder Kunst usw. — und zweitens die Krafterzeugung, d. h. diejenigen ihrer Wirkungen, die als freie unerklärbar sind wie die des Genies. Dahin soll z. B. gehören das »Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Ägypten« [4]).

Heißt so die allgemein-menschliche Sprachanlage eine Idee, so wird ihre Erscheinung in einer Nation oder einem Individuum eher Prinzip oder Energie genannt, auch sprachbildende Kraft. Humboldt ist — wohl unter der Einwirkung von Kants Anschauung, daß in der Seele sich alles in kontinuierlichem Flusse befindet — der erste, der mit der Anwendung dieses Energiebegriffs auf die Sprache Ernst gemacht hat. Es braucht nach dem Dargestellten nicht mehr erörtert zu werden, daß dieser Begriff außer dem einer Funktion den einer sich in bestimmter Richtung auswirkenden und entwickelnden Kraft enthält.

Er ist zugleich eine der Grundlagen von Humboldts *Psychologie*, wenn man bei ihm davon überhaupt reden darf. Denn er lehnt bloße psychologische Analyse, besonders bei Handlungen, von vornherein ab, weil sie zu kleinlich sei, weil sie das Letzte und Tiefste der Geistesentwicklung unerkannt lasse [5]). Er sucht eben immer nach Anknüpfung an das »Unsichtbare«. Mit in Rechnung zu ziehen ist hier natürlich der Mangel eines Humboldts

feinem psychologischen Instinkt genugtuenden Systems und besonders Kants Skepsis gegen die Psychologie. Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie er ihr geflissentlich aus dem Wege geht[1]). So bleibt auch die »Physiologie des intellektuellen Menschen«[2]), die den Ersatz bilden sollte, in der Begriffsbestimmung stecken. Deutlichen Einfluß Kants zeigen auch seine Überzeugungen von der Aktualität des Seelenlebens[3]) und die Verurteilung der Selbstbeobachtung: »Schon die Absicht verändert den Gegenstand der Beobachtung«[4]). Daß er auch persönlich das feinste psychologische Gefühl besaß, beweisen seine Erörterungen über die Wortvorstellungen. Das beweist auch seine tiefsinnige oben[5]) zitierte Bemerkung zur Charakterologie, daß die Originalität der geistigen Verarbeitung, deren eine Persönlichkeit fähig ist, in Verbindung steht mit der Beweglichkeit der geistigen Funktionen überhaupt und mit dem Streben, alles durch sie Verarbeitete in einheitlichen Zusammenhang zu bringen. Psychologische Theorien hat natürlich Humboldt wenig vertreten, wenn er auch oft nicht umhin kann, seine Gefühle zu äußern. Es gehört zu seinen festesten Überzeugungen, daß stets alle psychischen Tendenzen zusammenwirken; mit Vorliebe aber sucht er den verschiedenen Grad ihrer Beteiligung, also etwa den von Anschauung oder Gefühl zu bestimmen. Besonders wendet er sich gegen alle Reflexionspsychologie und verficht energisch die Anschauung, daß der überwiegende Teil aller psychischen Funktionen, also auch in der Sprache, unwillkürlich, triebartig vor sich geht. Mit ausgesprochenem Interesse betont er ja die Stimmung. Der Vermögenstheorie schließt er sich nicht an; offenbar ist ihm da die Scheidung zu scharf.

Ersatz der mangelnden Psychologie schafft sich nun Humboldt in seinen metaphysischen Ergänzungen und in Umbildungen von Begriffen aus der Kritik der reinen Vernunft. An der geistigen Kraft ist — es geschieht das im Anschluß an das darüber bereits Dargestellte — »das Maß ihrer Freiheit und Stärke« zu betrachten[6]), dann der Anteil der verschiedenen psychischen Richtungen. Die Größe der Kraft, oder die Stärke des Sprachsinns soll nun besonders erkennbar sein an der Synthesis. Am besten

1) In der Einleitung kommt das Wort Psychologie überhaupt nicht, sonst höchst selten vor. 2) 4, 8, 5, 32. 3) 3, 334. 4) 5, 431. 5) S. 151 f. 6) 7, 17.

läßt sie sich verfolgen in der Satzbildung und ist hier im Grunde das, was wir Apperzeption nennen. In seiner Anschauung wurde Humboldt sicher bestärkt durch die Verschiedenheit des Eindrucks, den er von prädikativen oder mehr attributiv gebauten Sätzen, ferner von zusammengesetzten Apperzeptionsverbindungen (bei den Konjunktional- und Relativsätzen) oder von assoziativ aneinandergereihten Sätzen empfing[1]). Durch die gewonnenen Resultate ist der angewendete Gesichtspunkt einer der fruchtbarsten in Humboldts Sprachforschung, wenn auch zuviel Verschiedenes darin zusammengefaßt ist. Wie bereits erwähnt, erscheint der Begriff der Synthese hier und da modifiziert im Anschluß an Fichte. Das zeigt auch die Art, die einzelnen Formen der Synthese, also die im Satze, die Verbindung von Haupt- und Beziehungsbegriff usw. immer weiter zu scheiden, und am Ende zu erklären, daß alle diese Synthesen in einer und derselben untrennbaren Handlung des Geistes geschehen.

Der Begriff der Synthese wird auch — für uns wenig überzeugend — angewendet auf die Verbindung von Laut und Idee. Humboldt fordert hier, daß keins von beiden das andere überwiegen solle. In dieser Forderung kreuzen sich eine ganze Reihe von Humboldtschen Ideengängen. Im Vordergrunde steht die Annahme, daß lebhaft Vorgestelltes oder Gefühltes auch sprachlichen Ausdruck finde, verbunden mit der anderen, daß der Geist strebe, immer mehr objektiv aus sich herauszusetzen. Gerade wenn es im Grunde der Seele etwas gibt, das mit dem Sprachausdruck nicht zufrieden ist, wird das zu einer Anregung, sich immer mehr dem Ideal des völligen Parallelismus zu nähern. Auf die Gestaltung dieses Ideals hat sichtlich Schillers Ästhetik eingewirkt. Ich zitiere einige Stellen aus dessen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, die bei Humboldt teilweise wörtlichen Anklang finden: »Aus der Wechselwirkung zwei entgegengesetzter Triebe (Stofftrieb und Formtrieb) und aus der Verbindung zwei entgegengesetzter Prinzipien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichst vollkommensten Bunde und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen sein . . . In der Wirklichkeit wird immer ein Übergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben,

1) Vgl. Wundt, Völkerpsychologie. I, 2². S. 239 ff.

und das Höchste, was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beiden Prinzipien bestehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend ist«[1]). — »Die Schönheit ... verknüpft zwei Zustände miteinander, die einander entgegengesetzt sind, und niemals eins werden können«[2]).

Schließlich gelangt Schiller zu einer höheren Bewertung der Form, mit der der Künstler den Stoff »vertilgen« soll[3]). Dazu findet sich wieder bei Humboldt eine Parallele in der höheren Bewertung des Geistigen. Denn wenn er auch den Wert des Geistigen gegenüber der Anschaulichkeit in der Sprache nur mit großen Vorbehalten erörtert[4]), so findet er doch, namentlich im Gebrauch der grammatischen Formen, ein Fortschreiten der »mehr gereiften intellektuellen Tendenz«[5]), und er fordert auch einen derartigen, also von sinnlichen Nebenbedeutungen freien Ausdruck der Beziehungen des Denkens.

Diese Forderung verknüpft sich mit der vorigen des Parallelismus von Laut und Idee in dem Begriffe der Form. Denn diese ist, abgesehen von der bloß phonetischen Form, einerseits die Herstellung begrifflicher Beziehung, also intellektuelle Verarbeitung des aufgefaßten Stoffs, andererseits der Ausdruck für diese Beziehungen in grammatischen Formen. Aus dieser Doppelstellung des Formbegriffs ergibt sich das Resultat, daß das Chinesische verurteilt wird, weil die intellektuellen Formen keinen lautlichen Ausdruck gefunden haben, die agglutinierenden Sprachen dagegen (wenn auch bei Humboldts Vorsicht lange nicht in dem Maße) deshalb, weil die in ihnen ausgedrückten Formen nicht genügend intellektualisiert sind. Der Begriff der inneren Form, dessen tastende und suchende Anwendung auf die Sprache gänzlich Humboldts Eigentum ist, war im 18. Jahrhundert nicht gerade selten. Er begegnet insbesondere bei Goethe in der Anwendung auf ein Kunstwerk und bei Kant für die Struktur, d. h. die Lage und Verbindung der Teile eines nach einheitlichem Zweck sich bildenden Organischen[6]).

In der Betrachtung der Sprache als Objektivierung des Denkens, die Humboldt ziemlich fruchtbar gestaltet, wird man

vielleicht zum Teile Fichtes Lehre vom Setzen in etwas populär-metaphysischer Färbung wiedererkennen können. Wenn Humboldt so oft die in den sprachlichen Ausdruck verflochtene Stimmung betrachtet und die anregende Wirkung der Sprache hervorhebt, so findet er sich wieder im Einklang mit Schiller, dem in den ästhetischen Briefen eben die Untersuchung der ästhetischen Stimmung und der Wirkung des Schönen Hauptzweck war[1]). Der Kern des Gedankens stammt auch hier wieder von Kant, der es als Eigenschaft der ästhetischen Idee erklärt, daß sie viel zu denken veranlaßt, daß sie das Gemüt belebt, »indem sie ihm die Aussicht in ein unabsehliches Feld verwandter Vorstellungen eröffnet«[2]).

Zum Schluß sind zu erwähnen ein paar Gedankenbildungen, die mit Humboldts ganzer Persönlichkeit aufs innigste verwoben sind. Es ist dies einmal der Begriff der Einheit. Das letzte Streben des menschlichen Denkens geht auf die Aufsuchung immer mehr umfassender Einheit[3]). Daher also die Annahme einer einzigen unendlichen Urkraft; daher aber auch die Überzeugung von der absoluten Einheit aller geistigen Regungen und Betätigungen eines Volkes[4]) oder eines Individuums. Auch hier weiß sich Humboldt eins mit Schiller[5]). Mit diesem Gesichtspunkte hängt auch Humboldts stark ausgeprägter Individualismus zusammen. Er besaß von Jugend auf ein tiefes Bedürfnis nach Ausbildung seiner persönlichen Anlagen, und weiterhin hat er im Verkehre mit den vornehmsten und gebildetsten Kreisen ganz Europas sein Gefühl für das Individuelle auf das allerfeinste geschult. Das ist auch in seiner Sprachforschung überall zu spüren. Das Ideal nun, das er für die Ausbildung des Individuums wie für die Entwicklung der Menschheit aufstellt, ist dasselbe, das er als Schillers Ideal bezeichnet: »Die Herstellung der Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit«[6]). Humboldt ist wahrscheinlich selbst an der Ausbildung dieses Harmonieideals lebendig beteiligt gewesen.

---

1) Vgl. z. B. den 22. Brief. 2) Krit. d. Urt. § 49. (Hartenstein **5**, 325.) 3) **4**, 307. 4) z. B. **7**, 42. 5) Schiller im 19. Brief; Humboldt **1**, 92. 6) **6**, 501. (Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.) Vgl. K. Berger, Die Entwicklung von Schillers Ästhetik. Weimar 1894. S. 232. Über den Einfluß Körners. Ebenda. S. 79. Über den Shaftesburys Walzel in Schiller, Sämtl. Werke. Säkularausg. (Cotta.) **11**, IX.

3) Für die Beziehungen Humboldts zur Sprachwissenschaft, auch zur allgemeinen Grammatik, ist der erste Band von A. F. Potts Ausgabe von Humboldts Hauptwerk eine unschätzbare Fundgrube. Deshalb hier bloß ein paar Bemerkungen. Die meisten Fäden laufen zu Herder und Bernhardi. Bei Herder sind eine Reihe allgemeiner Probleme Humboldts im Keime angelegt; aber auch spezielle Bemerkungen, wie die individuellen Differenzen der Wortvorstellungen, begegnen. Bernhardi wird von Humboldt mehrere Male mit Achtung genannt. Es zeigt sich aber gerade an dem Unterschiede der beiden Forscher, was Humboldt erreicht hat einmal durch die Durchführung des Aktualitätsprinzips, dann vermöge seiner ungeheuren Sprachkenntnis und seiner umfassenden und weitausschauenden Zusammenfassung aller irgendwie einbeziehbaren Probleme. Bernhardi ist im ganzen stark rationalistisch, und die mehr formalistisch-logischen Erörterungen nehmen einen breiten Raum ein; z. B. die über Wortarten. Seine Tendenz ist offenbar, vom Standpunkte Kants aus die Sprache als das zweckmäßige Ausdrucks- und Darstellungsmittel menschlicher Vorstellungen zu erweisen. Über die Sprache als Ausdruck des Nationalcharakters gibt es bei Bernhardi ein paar Anklänge[1]; über die Bildungsepochen der Sprache[2]; über das Untergehen der »imaginativen Ansicht«[3]; auch die Möglichkeit freierer Wortstellung als Vorzug der Flexionssprachen wird behandelt, ebenso die Synthesis im Satze[4]. Direkt von Bernhardi übernommen hat Humboldt die Lehre[5], daß das Verbum das Sein oder das existentielle Setzen in sich enthält. Soweit diese Anschauung nicht einen Einfluß Fichtes verrät, ist sie vorgebildet in dem 1751 erschienen Hermes des Engländes Harris, der nur Substanzen und Attribute kennt und deshalb den letzteren die Verba zuzählen muß. »Previously to . . . every . . . possible attribute, whatever a thing may be . . . it must first of necessity exist, before it can possibly be any thing else. For existence may be considered as an universal genus, to which all things of all kinds

it, claim precedence of all others, as being essential to the very being of every proposition (Satz), in which they may still be found, either expressed or by implication, expressed, as when we say, The sun is bright; by implication, as when we say, The sun rises, which means, when resolved The sun is rising« [1]). Und wenn Humboldt erklärt: »Das Verbum ist das Zusammenfassen eines energischen Attributivum . . . durch das Sein« [2]), so heißt es bei Harris: »All verbs, that are strictly so called, denote energies« [3]). Humboldt wurde offenbar in seiner Theorie bestärkt, als Bopp das erste Sanskrit-Futurum in Stamm und eine Form von dem Verbum as = sein zerlegte [4]).

Den deutlichen Einfluß Friedrich Schlegels auf Humboldt übersieht man klar bei Delbrück [5]). Über Humboldts Verhältnis zu den Philologen ist zu bemerken, daß er mit dem Homerkritiker J. A. Wolf befreundet war und ihn stark anregte, daß er Bopp, Bökh, Pott, Jakob Grimm eingehend studiert hat.

Als Stoff und Form pflegte man vor Humboldt Laut und Bedeutung gegenüberzustellen; so Harris, so Meiner [6]); Bernhardi behandelt ausführlicher die grammatischen Formen und erklärt für die höchste Form der Sprache den Satz; kehrt also das Verhältnis fast um [7]). Humboldt übertrifft beide Ansichten mit seinem zwar nicht völlig geklärten, so doch viel weiteren und tieferen Formbegriff.

4) Humboldts Methode. Es bleibt uns noch übrig, Humboldts merkwürdige Methode zu analysieren. Er will durchaus auf Tatsachen fußen. So erklärt er in der Abhandlung über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues: »Es ist aber

---

1) J. Harris, Hermes or a philosophical inquiry concerning universal grammar.[4] London 1786. (Erschien übersetzt mit Anmerkungen von Wolf. Halle 1788.) S. 88. 2) 7, 223. 3) Harris, S. 173. 4) 7, 218. — Bernhardis Lehre vom ruhenden Sein (Anfangsgründe S. 258) hat Humboldt nicht übernommen. Besonderen Wert legt dem Verbum auch schon Herder bei, z. B. Werke (Suphan) 5, 52. 5) Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen.[4] Leipzig 1904. S. 37 ff., besonders S. 41. — In F. Schlegels Vorlesungen über Philosophie der Sprache und des Wortes findet sich natürlich auch manches mit H. Verwandte. Im weit überwiegenden Teile handeln sie übrigens von Sprache höherer Art, nämlich Kunst. 6) J. W. Meiner, Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder philosophischen und allgemeinen Sprachlehre. 1781. 7) Anfangsgründe II, 3; Sprachlehre S. 26.

nicht der Zweck dieser Schrift, Vermutungen nachzuhängen und Hypothesen aufzustellen, sondern einzig die Natur der Sprache aus Tatsachen und auf dem Gebiete geschichtlicher Forschung zu entwickeln«[1]). Er ist überzeugt, daß nichts dem Sprachstudium so empfindlichen Schaden zufügt als »allgemeines, auf nicht gehörige Kenntnis gegründetes Räsonnement«[2]). Und er stellt auch in dieser Hinsicht ganz bestimmte Anforderungen an die Sprachforschung. »Nichts ist mit ihrem Studium so unverträglich, als in ihnen bloß das Große, Geistige, Vorherrschende aufsuchen zu wollen. Genaues Eingehen in jede grammatische Subtilität und Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus notwendig, um sich nicht in allen Urteilen über sie Irrtümern auszusetzen«[3]). So verwirft Humboldt auch die Beurteilung der Sprachen aus Wörterbüchern, sondern verlangt das Studium zusammenhängender Sprachproben[4]). Es ist charakteristisch für ihn, daß er das beliebte Problem vom Ursprung der Sprache überhaupt nirgends aufrollt, sondern bloß ein paarmal mit wenigen Worten streift. Wirklich finden sich in seiner Forschung oft Musterbeispiele schärfster Kritik in der Verwertung der Tatsachen. Dahin gehören z. B. die Erörterungen über die Hieroglyphen[5]), dahin gehört etwa die über die »Kindheit« eines Volkes[6]). Und ein moderner Phonetiker könnte die Lautlehre einer Natursprache nicht skeptischer abschließen als Humboldt es einmal tut mit den Worten: »Ich bin indes weit entfernt zu wähnen, daß die obige Aufzählung der tongischen, neuseeländischen, tahitischen und hawaiischen Laute vollständig sei, und noch weit mehr, daß man dadurch einen genauen und vollkommen richtigen Begriff ihrer Aussprache erhalte«[7]). Mit vollem Recht betont Leitzmann in der neuen Ausgabe auf Grund der »unzähligen kleineren Ausarbeitungen, Studien, Sammlungen, Exzerpte, Notizen über fast alle Sprachen der Erde«[8]), daß Humboldts Wissenschaft auf empirischer Grundlage erwachsen ist. Der beste Beweis ist der, daß er vor Abfassung der ersten größeren sprach-

Vergleichung der einzelnen Sprachen mit dem idealen Gebiete, das sie ausdrücke, scheine zu fordern, damit man überhaupt eine Richtschnur habe, daß man für die Wörter verschiedener Sprachen von dem gleichen Begriffe ausgehe. Das sei deshalb unmöglich, weil die Begriffe — Humboldt denkt vermutlich zunächst an Abstrakta und an Ausdrücke für Geistiges — zum Zwecke dieser Untersuchung eben schon mit Worten gestempelt werden müßten, und weil sie durch diese (bei solchen Ausdrücken meist bildliche) Worte bis zu einem gewissen Grade individuell nuanciert würden. Versuche man, von der anderen Seite ausgehend, von vornherein die Begriffe in feste Kategorien zu ordnen, so zeige sich bei der nachträglichen Vergleichung mit dem Wortschatz, daß auch die engste Kategorie durch eine unüberspringbare Kluft von der schärfer nuancierten Wortbedeutung getrennt sei. Auf eine umfassende Vergleichung und Beurteilung der Sprachen in dieser Weise sei also zu verzichten, »da der Weg der Begriffsverzweigung nicht durchführbar ist, und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu Fordernde zeigt«[1]). Deshalb also hat sich Humboldt von der ausführlichen Darstellung eines Sprachideals ferngehalten.

In voller Schärfe aber hat er die zu seiner Zeit so üppig wuchernde allgemeine Grammatik abgelehnt, weil sie die Sprache wie ein totes Produkt des Geistes behandle. Man wolle der Sprache allgemeine Gesetze aus Begriffen da aufdringen, »wo nur die besonderen geschichtlich erforscht werden können. Die angeblich aus Begriffen geschöpften Gesetze haben alsdann meistenteils auch nur einer geschichtlichen, aber oberflächlich und unvollständig gemachten Induktion ihren Ursprung zu verdanken, und dieses einseitig philosophische Verfahren ist bei weitem nachteiliger als das . . . einseitig historische, da das Letztere doch zu andrer Benutzung brauchbare Materialien sammelt, das erstere aber nur eine hohle und leere Theorie zurückläßt«[2]). Tadelnd spricht sich Humboldt auch aus über die Anwendung des Schemas der lateinischen Grammatik auf eine beliebige Sprache, so bei der Besprechung der japanischen Grammatik von Oyanguren[3]). Die Sache sei deshalb besonders gefährlich, weil jede Sprache entwicklungsfähig sei und alle möglichen grammatischen Verhältnisse

darauf an, was ihr selbst von Haus aus natürlich sei[1]); so dürfe man eben im Barmanischen keine Deklination suchen[2]).

Das Verhältnis von Logik und Grammatik bemüht sich Humboldt genau festzulegen. Die Grundbestimmungen der Grammatik entstammen allerdings den apriorischen Denkgesetzen[3]), und insoweit, aber nur insoweit fallen Logik und Grammatik zusammen. Die Scheidung nun, in deutlicher Anlehnung an Fichtes Wissenschaftslehre, macht Humboldt so: »Die Logik behandelt ... die Begriffe ... rein objektiv, im Gebiete der Möglichkeit oder vielmehr des absoluten Seins, ferner an sich und ohne Beziehung auf eine Person. Die Grammatik, vermöge der Eigentümlichkeit der Sprache, den Gedanken aus sich hinaus ... und an einen anderen gerichtet sich gegenüberzustellen, bringt das existentielle Setzen, und das Darstellen des Subjekts als eines Selbsttätigen, das Prädikat handelnd mit sich Verbindenden, so wie den Begriff der in Wechselwirkung stehenden Persönlichkeit, das Ich und das Du, hinzu«[4]). So sollen die ersten vier Kasus aus bloßer Begriffsableitung notwendig folgen, nämlich aus der Kategorie der Relation; auf Grund der Erfahrung sind dagegen zu erklären das Verbum und die Pronomina (beide sind also spezifisch grammatischer Art); ebenso der Instrumental und der Lokativ, die durch Mithilfe der Begriffe des Werkzeugs und des Ortes entstehen.

Diese Bemerkungen über die Kasus zusammen mit solchen über das Konjugationssystem sind auch die einzigen Stellen, wo Humboldt einen Versuch macht, Einzelheiten der Kategorienlehre usw. anzuwenden. Er ist eben nie zur Durchführung eines Schemas geneigt, sondern er zieht es vor — das trat beim Klassifikationsproblem zutage —, Gradunterschiede anzusetzen. Zweifellos hat ihn außer der Achtung vor dem Tatsächlichen sein unendlich fein ausgebildetes Gefühl für den individuellen Charakter von Dingen oder Verhältnissen an übertriebener Systematisierung gehemmt. Es ist bei ihm kein Wunder, daß er der Bedeutung dieses Gefühls auch theoretisch Ausdruck gegeben hat. »Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und feinsten Sprachuntersuchungen liegt sehr häufig darin, daß etwas aus dem Gesamteindruck der Sprache Fließendes zwar durch das klarste und überzeugendste Gefühl wahrgenommen wird, dennoch aber die Versuche

1) 4, 287. 2) 7, 290. 3) 5, 451. 4) 5, 452.

scheitern, es in genügender Vollständigkeit darzulegen und in bebestimmte Begriffe zu begrenzen. . . . So bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist«[1]).

So vertritt Humboldt einen unbeirrbaren und auch theoretisch geklärten Tatsächlichkeitssinn. Andererseits jedoch hat die Darstellung seiner Anschauungen ergeben, daß er es für seine Pflicht hält, die Sprachforschung an die höchsten ästhetischen, geschichtsphilosophischen und metaphysischen Probleme anzuknüpfen, während das so notwendige Verbindungsglied, die Psychologie, ziemlich fragmentarisch bleibt, und ihr Hauptbegriff, der der Synthese, auch in metaphysischer Abtönung auftritt. Das Ergebnis ist eine eigentümliche zwiespältige Methode[2]). Schiller hat das vollkommen zutreffend für die ästhetischen Versuche seines Freundes ausgesprochen. Es fehle ihm das Mittelglied zwischen der Metaphysik der Dichtkunst und der Einzelanwendung. »Ich sagte oben, daß ich in diesem Fehler meinen Einfluß zu erkennen glaube. Wirklich hat uns beide unser gemeinschaftliches Streben nach Elementarbegriffen in ästhetischen Dingen dahin geführt, daß wir die Metaphysik der Kunst zu unmittelbar auf die Gegenstände anwenden, und sie als ein praktisches Werkzeug, wozu sie doch nicht gut geschickt ist, handhaben[3]).« Durch die geschilderten Eigenschaften gewinnt Humboldts Methode einen durchweg heuristischen Charakter. Er sagt selbst einmal, das Prinzip des stufenweisen Vorrückens des Sprachbildungsprinzips in der Menschheit möge zu hypothetisch erscheinen, aber man »könne und müsse« es als Anregung benutzen. Es wird also etwa, um Gesichtspunkte zu entdecken, eine Problemzerlegung vorgenommen: es wird ein Tatsachenkomplex als Ursache und Wirkung geschieden, obwohl das Vorhandensein dieses Verhältnisses noch völlig zweifelhaft ist; oder es wird zu einer teleologischen Betrachtung gegriffen, obwohl Humboldt, wie wir gesehen haben, weniger teleologisch dachte als Kant. Oder es wird eine Frage gewissermaßen von verschiedenen Seiten angebohrt: es werden etwa »abstrakte« Sprachformen entworfen und dann gefragt, wie

1) 7, 48, vgl. 4, 433. 2) Vgl. 3, 339. 3) H.s Briefwechsel mit Schiller herausgeg. von Leitzmann. S. 294.

man die »konkreten« darunter klassifizieren könne. Humboldt äußert auch ausdrücklich, daß die Betrachtung etwa der Geisteskraft und der Sprachcharaktere sich »gegenseitig aufzuhellen vermöge«[1]). Öfters erklärt er nach einer seiner Scheidungen, etwa der von Artikulationssinn und der diesem vorangehenden Begriffsbildung, daß sie eben bloß für die Sprachzergliederung, nicht in der Natur vorhanden sei[2]). An anderen Stellen erscheinen die beiden Hauptbetrachtungsarten, die empirische und die philosophische, mehr verschlungen.

Es war nicht anders möglich, als daß diese heuristische Methode, zumal bei Humboldts ausgesprochener Ehrfurcht vor allem Individuellen, häufig zu Analogien führen mußte. Teils sind sie rein stilistischer Natur[3]); teils wird, um etwas Unerklärbares eindringend zu veranschaulichen, eine poesievolle Umschreibung gewählt. So heißt es einmal: »Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen . . .«[4]). Humboldt läßt wohl auch einmal, wenngleich seltener, einer metaphysischen Laune die Zügel schießen. So, wenn bei Behandlung des Duals nicht etwa bloß auf gewisse sinnliche Erscheinungen eingegangen wird, wie die bilaterale Symmetrie des Menschen- und Tierkörpers, sondern auch auf das Ich und Nicht-Ich der Wissenschaftslehre, auf die Zweiheit der Wechselrede, in der sich der Dualismus als dem ursprünglichen Wesen der Sprache verwachsen zeige, und wenn schließlich der Begriff der Zweiheit »die glückliche Gleichartigkeit mit der Sprache« besitzen soll, »welche ihn vorzugsweise geschickt macht, in sie überzugehen«[5]). Humboldts kühler Kopf aber, der unter Europas Diplomaten so sehr gefürchtet war, wird sich bewußt gewesen sein, daß er auf diese Weise keine Erkenntnisse vermittelte. So bemerkt er zu der Behauptung, daß die Suffixa durch die unerforschliche Selbsttätigkeit der Sprache aus der Wurzel hervorbrechen, diese Vorstellung erkläre nichts, da sie ja auf das Unerklärliche hingehe;

teilen, die sich irgendwie widersprechen oder zu widersprechen scheinen. Das liegt eben daran, daß die Probleme je nach der augenblicklich angewendeten Methode eine verschiedene Färbung erhalten. Sicherlich würde Humboldt, auf offenbare Fehler aufmerksam gemacht, sie ohne weiteres zugegeben haben; auf Widersprüche hingewiesen, würde er erklärt haben, daß er den letzten Einheitspunkt eben noch suche. Denn er nennt sich nicht bloß selbst behutsam[1]), sondern bewährt durchweg die zarteste Vorsicht. Oft genug wird das Urteil überhaupt ausgesetzt. Oft wird eine lange Untersuchung mit einem Vorbehalt abgeschlossen. Nichts ist für Humboldt charakteristischer als wenn er sagt: »Ich wünsche überhaupt nicht, daß man das obige für entschiedne Behauptungen halten möge, da solche fester begründet sein müßten«[2]). Oder es heißt z. B. bei einer Betrachtung über Wurzelsprachen: »Ich führe dies aber bloß als eine Möglichkeit an; daß es sich wirklich mit einer Sprache also verhielte, könnte nur geschichtlich erwiesen werden«[3]). Und er macht auch ausdrücklich den Anspruch darauf, daß man seine Behauptungen nicht leichthin als zu kühn verwerfe. So erklärt er, nachdem er erörtert hat, daß in jeder einzelnen noch so kleinen Äußerung der ganze einheitliche Charakter des Individuums der Nation liegen müsse: »Ich wünschte nicht, das, was ich soeben vom Erscheinen der ganzen Sprache an jedem einzelnen Gesprochenen sagte, möchte für eine der Übertreibungen gehalten werden, welchen man sich in allgemeinen von Beispielen entblößten Räsonnements leicht zu überlassen Gefahr läuft«[4]).

Wenn es dem Leser, namentlich solange er noch nicht genügend mit Humboldt vertraut ist, manchmal schwer wird, diesen Wunsch zu erfüllen, so liegt dies nicht bloß an der Doppelmethode, sondern auch an den Mängeln der Darstellung, an dem, wie wieder Schiller zutreffend gesagt hat, »diffusen Vortrag«[5]). Nennt er doch selbst einmal seinen Mangel an Methode ein »radikales Gebrechen«[6]). Denn abgesehen von der bereits erwähnten Unbestimmtheit der Ansichten, abgesehen von stilistischen Mängeln — besonders endlosen Partizipial- und Attributivkonstruktionen —, abgesehen von dem Fehlen einer sicheren Terminologie, gibt es

1) An Wolf, 23. Jan. 1793, alte Ausg. **5**, 20 f. 2) **5**, 38. 3) **7**, 75. 4) **5**, 394. 5) Schiller, a. a. O., S. 293. 6) An Wolf, 23. Dezbr. 1796, alte Ausg. **5**, 175.

bei Humboldt auch keine genügende Schärfe in der Gliederung des Stoffes, oft keinen sichtlichen Fortgang in der Entwicklung der Gedanken. Vielmehr wird zumeist jeder auch schon längst behandelte Gesichtspunkt, sowie er wieder einmal auftaucht, immer von neuem dargelegt. So machen seine Schriften oft den Eindruck von schriftlich fixierten Monologen eines Forschers, der nach Klarheit ringt, ohne auf ein Publikum Rücksicht nehmen zu müssen oder an ein Publikum zu denken, eines Forschers aber auch, dem als unverrückbare Ziele vor Augen stehen die unbedingte Wahrheit und die größte erreichbare Tiefe. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß Humboldt auch manchmal in größeren Abhandlungen einen besseren Fluß des Vortrags erreicht hat, besonders vielleicht in der von dem grammatischen Baue der Sprachen, die in kleine Absätze zerschlagen und in einem sehr empirischen Tone abgefaßt ist.

Im tiefsten Grunde hängt aber Humboldts »diffuse« Darstellung auch mit einer Eigenschaft zusammen, die zu seinen bedeutendsten Vorzügen gehört: mit dem Streben nach umfassender Kombination der Probleme. Schon früh hatte er sich als Ziel gesteckt die »Kenntnis und Beurteilung des menschlichen Charakters in seinen verschiedenen Formen«[1]). Philologie, Geschichte, Menschenkunde, Ästhetik, Philosophie, alles lag seinem Interesse gleich nahe, und so gelingt ihm eine Problemverschlingung, wie sie im 18. Jahrhundert wohl nur Herder übte, mit dem Unterschiede jedoch, daß bei diesem meist verschwommene Anregung bleibt, was bei Humboldt auf wissenschaftliche Festlegung hinzielt. Er sucht nach allen Seiten Fäden zu ziehen, um ja nicht irgendeiner Einseitigkeit zum Opfer zu fallen: von der Formenlehre schaut er nach der Syntax aus, vom Stil zur Literatur, betont Natureinflüsse und Kulturverhältnisse; oder er lenkt seinen Blick von der Sprache nach anderen Geistesäußerungen, um etwa eine Kompensation zu entdecken. Es versteht sich bei Humboldt von selbst, daß er diesen Standpunkt auch theoretisch vertrat: »Il est d'un grand intérêt dans toutes les recherches quelquonques de ne négliger autant que possible aucun des rapports que présente le sujet«[2]). Und wir können unser Urteil nicht besser abschließen, als mit den Worten, die diese zur Reflexion geneigte Natur von

sich selbst braucht: »Wenn ich zu irgend etwas mehr Anlage als die allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, einem Zusammennehmen mehrerer Seiten, und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen«[1]).

5) Unsere Stellung zu Humboldt. Nur sehr weniges aus Humboldts Resultaten können wir heutzutage ohne weiteres übernehmen. Es muß aber betont werden, daß es bei ihm verhältnismäßig wenig erweislich Haltloses gibt. Nicht viel Wert legen wir natürlich auf seine poesievollen Analogien; in seinem wunderlichen Begriff der Einverleibung werden wir ein Problem des Satzbaues und der Wortstellung sehen. Die Klassifikationsversuche können wir nicht gut skeptischer abschließen als er es tat; wir werden aber weniger Mühe darauf verwenden. Gerade bei diesem Problem zeigt sich, wie Humboldt mit den Anschauungen seiner Zeit ringt. Das gleiche Ringen wird sichtbar bei der Scheidung von Flexion und Agglutination und beim Wurzelproblem; in beiden Fällen fehlt ihm zu einem modernen Standpunkte bloß die Entschiedenheit des Ausdrucks.

Eine Menge von Dingen aber hat er richtig gefühlt. Der Psychologie der Wortvorstellungen beizukommen, müht er sich auf den verschiedensten Wegen. Im Gebiete der Syntax hat er manches auseinandergehalten, was erst Wundt völlig klargelegt hat; in dem von ihm betrachteten Satzbau mit mangelhaftem Verbum erkennen wir heute den attributiven; auch die Konstruktionen mit oder ohne Konjunktion sind wir heute schärfer zu analysieren imstande. Für die Beurteilung des Charakters einer Sprache hat Humboldt, etwa in der Scheidung von dem Interesse für Konkretes und dem für Abstraktes, treffende Winke gegeben. Mit seinem Formbegriff hat er, wenn auch feste Form und Funktion, ja sogar Charakter darin noch ungeschieden liegen, die tiefsten Fragen aufgeworfen und zu lösen gesucht.

Zweifellos festhalten müssen wir an dem Gesichtspunkte der fortschreitenden Intellektualisierung, die in der Entwick-

Zeit die Kompliziertheit der individuellen Psyche zugenommen hat[1]).

Selbst von der »vollendeten Sprache« wird man die heuristischen Aufstellungen, wie Reichtum an Begriffen und klare Geschiedenheit in einer psychologisch-philosophischen Sprachvergleichung nicht vernachlässigen können. Überhaupt wird eine Philosophie der Sprache, sollte sie wieder gewagt werden, an Humboldt nicht achtlos vorüberzugehen brauchen. Sie wird, vielleicht beginnend mit einer Betrachtung des Rhythmus und der Tonführung, eingehen müssen auf die ästhetische Seite der Sprache. Sie wird die Gesichtspunkte der Vermittlung, der Objektivierung des Innerlichen, den der Sprache als eines Vehikels für das Denken, sowie zur Zusammenfassung die Bedeutung der Sprache für das gesellige Leben ganz im allgemeinen wie für die geistige Entwicklung des einzelnen schärfer abgrenzen und klären müssen.

Der Forderung des Parallelismus von Laut und Idee in vollem Umfange stimmt niemand mehr bei. Wir sahen aber, daß in dieser Forderung auch das Problem des Ausdrucks liegt. Freilich ist es eben nicht zutreffend, daß klar Erlebtes in der Sprache Ausdruck fände. Zur Einengung des Problems ist, ganz abgesehen von willkürlicher Unterdrückung des Ausdrucks, die hemmende Gefühlskomponente zu berücksichtigen, die den Ausdruck heftiger Erlebnisse zum wenigsten aufhalten kann; schließlich gelangt man beim Studium der Bedingungen für das Zustandekommen des sprachlichen Ausdrucks in die verwickeltsten Fragen der Charakterologie. Besonders am Herzen lag Humboldt das Problem der Wirkung der Sprache; nahm er doch in den Titel seines Hauptwerks den »Einfluß« der Sprache »auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts« mit auf. Sicher liegt in Humboldts weiter Fassung das Prinzip der Einübung noch eingehüllt. Man wird aber bedenken müssen, daß etwa der wohlgegliederte französische Satz oder die merkwürdig praktisch abgekürzten Konstruktionen sowie

Sprache in der fühlbaren Stimmung, und für dieses Lieblingsproblem hat Humboldt auch etwas dauernd Brauchbares geschaffen: die psychologische Stilistik, deren Mangel seltsamerweise noch lange nicht in genügender Klarheit empfunden zu werden scheint, wird, so darf man hoffen, den Begriff der auffassenden Stimmung als eine ihrer Grundlagen herübernehmen können.

Eine gute Reihe von Problemen also, die sich an Wilhelm von Humboldt anknüpfen!

(Eingegangen am 9. Juli 1908.)